o. germ. Arming. F.W.
50 x

Die Wiellinger.

Dritter Theil.

Die
Wiellinger.

Historisches Gemälde

aus der Zeit des obderennsischen Bauernkrieges.

Von

Friedrich Wilhelm Arming.

Dritter Theil.

Leipzig
Verlag von J. J. Weber.
1848.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Die Wiellinger.

Dritter Theil.

Erstes Kapitel.

Wallenstein. Was gibt's?
Terzky. Zehn Kürassiere
Von Pappenheim verlangen Dich im Namen
Des Regiments zu sprechen.

Fr. v. Schiller.
Wallenstein's Tod, 3. Akt, 14. Auft.

Wenn irgend Jemand am Tage nach jener Nacht, deren Ereignisse wir am Schlusse des vorigen Bandes erzählten, über den Hauptplatz oder durch die Straßen von Linz gewandelt wäre, so hätte ihm nothwendigerweise das rege Leben, welches hier herrschte, auffallen müssen; schien es doch, als sei ein Feiertag, an dem man nicht arbeiten, aber wol mit guten Freunden und Nachbarn zusammenstehen dürfe, um über Dieses und Jenes zu plaudern, und gleichwol war es ein Werkeltag. Aber noch mehr: von dem Stadtpfarrthurme und von den übrigen Thürmen erdröhnte die eilfte Stunde, und während es um diese Zeit sonst wie ausgestorben war in den Straßen und Gassen; denn Alles saß zu Hause mit den Seinen um die dampfende Schüssel herum; so schien man heute selbst das Mittagsmahl vergessen zu wollen, und

wenn auch der Eine oder der Andere nach Hause eilte, so war er gewiß nach fünf Minuten wieder inmitten des Kreises seiner Bekannten und fragte nach Links und Rechts, ob während der kurzen Zeit seiner Abwesenheit nichts vorgefallen sei.

Die Bevölkerung einer nicht allzu großen Stadt ist mit Recht als Eine Corporation, mit anderer Bezeichnung: als eine moralische Person zu betrachten. Da ist Alles unter sich verschwistert, verschwägert, durch den Verkehr, wo Einer durch den Andern lebt, in Verbindung und genaue Bekanntschaft; was den Einen trifft, betrifft zehn Andere, hundert, die ganze Stadt. Linz ist eine kleine Stadt, aber abgesehen davon, waren die Ereignisse jüngster Zeit wirklich von der Art, daß sie das Interesse der ganzen Bevölkerung betrafen und diese erklärlicher Weise vom Arbeitstisch und der Mittagsmahlzeit abziehen mußten.

Die Armee der Bauern war zwar von Lambach zurückgetrieben, wobei auch über tausend Mann der Rebellen auf dem Platze geblieben waren; aber ihr Muth war dadurch nicht nur nicht gebrochen, sondern um so mehr erhöht worden, als auf der einen Seite die bei Gmunden stationirte Abtheilung die baierischen Truppen, welche ihre Schanzen mit Sturm einnehmen wollten, in die Flucht gejagt, andererseits die Armee in der Weiberau über die Regimenter des Statthalters einen glänzenden Sieg erfochten hatten. Von beiden

Affairen war die Nachricht nach Linz gekommen, zugleich aber auch die, daß sich der Oberfeldhauptmann der christlich-evangelischen Armee gegenwärtig mit allem Ernste rüste, gegen Linz zu rücken, um sich zum Herrn der Hauptstadt und somit des ganzen Landes zu machen. Für's Zweite war die Kunde von der Zusammenkunft mehrer Herren Stände auf dem Auhofe, von dem Dazwischentreten des Statthalters, von Ergreifung einiger Landesverwiesener und Arretirung der Andern mit noch manchen erschwerenden Zusätzen unters Volk gekommen — wie bliebe auch solches in einer kleinen Stadt verschwiegen — und man wußte es, daß eben heute, um die Mittagsstunde, sämmtliche in Linz anwesenden Herren Stände auf dem Landhaussaale zusammengetreten waren, um sich zu berathen, was in dieser mehr und mehr gefahrdrohenden Zeit zu thun sei. Und weil Dieses in Linz bekannt geworden, so hatte sich auch das meiste Volk in der Gegend des Landhauses versammelt, um hier unter einem steten Auf- und Niederwogen, Hin- und Hersprechen, Meinen, Hoffen und Befürchten in ängstlicher Neugierde das Resultat der Besprechung der Herren im Saale oben zu erwarten.

Ueber die breite Stiege herab schritten drei Männer in ritterlicher Kleidung, gefolgt von einigen Konstablern in der Farbe des Landes. Man kannte diese Drei gar wohl. Es waren der Herr Dietmar Schifer, Freiherr zu Freiling, Tarberg und Lichtenau, der Herr

Heinrich Wilhelm von Starhemberg und der Herr Wolf Dietmar Freiherr von Grienthal, anerkannt als tüchtige Männer, geliebt und geehrt, bekannt als treue Anhänger des Hauses Oesterreich, von diesem auch ausgezeichnet durch Würden und Ehrenposten, dabei erprobt als Männer, die sich ihre Erfahrungen in den bedrängtesten Lagen gesammelt hatten: man hätte keine Fähigeren zu Deputirten an den Statthalter erwählen können.

Als sie vor das Thor des Landschaftsgebäudes hinaustraten, schwieg, wie auf Kommandowort, das bisher herrschende Gemurmel und Getöse unter dem Volke, und Hüte und Mützen flogen von den Köpfen. Auch jene entblößten begrüßend ihr Haupt und schritten dann mit ruhigem, würdevollem Anstande die hölzerne gedeckte Stiege hinauf, welche damals vom Landhause weg zu dem landesfürstlichen Schlosse führte. Die Menge gaffte ihnen nach.

Wo es einen Volksauflauf gab, durfte sicher nicht unser Freund Steinhuber, der Leinweber, und wo er, auch sicher nicht sein Freund, der kleine, dicke Handschuhmacher Strubberger fehlen.

„Nun, die Drei machen's Kraut auch nicht fett", sagte Steinhuber mit einem spöttischen Lachen zu seinem Nebenmanne.

„Sind doch Ehrenmänner, meinen es gewiß gut", erwiderte Strubberger.

„Besonders mit sich selbst“, sagte der Andere. „Nun, der Schifer ist schon Rath Sr. römischen kaiserlichen Majestät, der Starhemberg wol erst Kämmerer, braucht aber nur vom Evangelischen zum Römischen umzusatteln, so ist er Das, was der Andere ist; und der Grienthal, nun, der muß thun, was der alte Niklas will: saubere Vertreter für unsern Glauben!“

„Sind aber doch Die, mit denen der Herberstorfer allein zu thun haben will“, sagte Strubberger.

„Redet mit ihnen eben auch nicht fein“, eiferte der Leinweber. „Pfui Teufel! daß sich unsere Herren Stände so hunzen lassen von dem Grobian, dem Herberstorfer!“ —

Wir wollen die beiden Freunde und ihr weiter fortgeführtes Gespräch verlassen und den drei Herren folgen, welche sich jetzt dem äußern Thore des Schlosses genähert haben.

Dieses wurde auf ihr Begehren sogleich geöffnet, und einer der beiden Subalternoffiziere, welche sich in dem Inspectionszimmer zunächst des Thores befanden, eilte voraus, um die Ankunft der Herren Deputirten einer löblichen Stände-Versammlung dem Statthalter zu melden.

Sie traten bald darauf in den großen Empfangsaal, wo sie Graf Herberstorf, von einigen Offizieren und baierischen Herren umgeben, erwartete. Seine Stimmung war nicht weniger streng und unfreundlich als

gewöhnlich; denn wenn er auch heute eine Nachricht erhalten, die ihm Vergnügen machte, und er kurz vor dem Eintritte der drei Herren diese seiner Umgebung mitgetheilt hatte, so war doch die Erscheinung der Landstände an und für sich genügend, um wieder allen Unmuth zu erwecken, und er heute so wenig als sonst beflissen, diesen zu verbergen.

„Was verschafft mir die Ehre Eures Besuches?“ fragte er in einem beleidigend spöttischen Tone.

Herr Heinrich Wilhelm von Starhemberg, ein allgemein geliebter und geehrter Kavalier, bekanntermaßen seinem Monarchen sehr anhänglich, von erprobtem Muthe und militairischen Kenntnissen, während des Bauernaufstandes von den Ständen zu den wichtigsten Geschäften verwendet und in jeder Beziehung ein tüchtiger Mann, übernahm das Wort: „Ich bin von den Herren Verordneten des löblichen Herren- und Ritterstandes erwählt, Sr. Gnaden dem Herrn Statthalter zu melden, daß an diesem Morgen die beiden Landschaftstrompeter Hoy und Mitterhofer durch eine Abtheilung churfürstlicher Truppen aus ihrem Wartzimmer auf dem Landhause weggeführt worden, und daß sie bis zur Stunde in einem Kerker, der sonst für Straßenräuber und Diebe bestimmt war, gefänglich verwahrt werden.“

„Die Herren Verordneten melden mir da keine Neuigkeit“, erwiderte der Statthalter mit einem Lächeln.

„Wir können es nicht glauben, daß dieser Eingriff in unsere Rechte auf Euer Gnaden Befehl geschehen ist“, sagte Herr von Starhemberg noch immer sehr gemäßigt.

„Rechte?“ rief Herberstorf in zornigem Aufbrausen, „ich will den Herren Ständen wol noch ihre Rechte kennen lehren!“

„Wir kennen sie genau und werden nie einen Eingriff in dieselben zugeben“, sagte Starhemberg. „Wir fragen daher: aus welcher Ursache sind die beiden in unsern Diensten stehenden Trompeter durch Churfürstliche gefänglich eingezogen worden?“

„Und wenn die Antwort nun lautet: der Statthalter des Landes Oesterreich ob der Enns ist nicht des Willens, Euch, meine Herren, Rechenschaft über sein Handeln zu geben?“ fragte der Statthalter spitz.

„So werden wir wol auch noch einen geeigneten Weg einzuschlagen wissen“, sagte Starhemberg etwas heftig; doch sich klugerweise etwas mäßigend, setzte er hinzu: „Aber es wird wol nicht dahin kommen. Haben die beiden Männer etwas verschuldet, so liefert sie uns aus, wir werden eine strenge Untersuchung pflegen und sie auch einer etwa verdienten Strafe unterziehen.“

„Ich will Euch dieser Bemühung überheben“, spöttelte Herberstorf. „Uebrigens ist es ihnen besser, sie verrecken im Loche, als daß sie an dem Galgen verderben. Wird ihnen jedoch im Arreste die Luft zu

wenig, so sollen sie bald an einem Baume freiere Luft haben."

Die Herren Stände bewiesen in der That bei den verschiedensten Gelegenheiten dem Stolze, der Anmaßung und Rohheit des Statthalters gegenüber eine beispiellose Geduld und Mäßigung, und so erwiderte auch jetzt Herr von Starhemberg weit ruhiger, als auf solche Rede hin zu erwarten gewesen wäre: „Der Galgen gebührt wol Mördern, Straßenräubern und andern Verbrechern, doch — —"

„Doch Hochverräthern wol auch!" rief der Statthalter, „und für diese erkenne ich die beiden Männer Hoy und Mitterhofer, sie, die stets mit der Bauernkanaille in lebhafter Verbindung gestanden sind!"

„In unserm Auftrage. Wir benutzten sie zu Botschaften und zur Ueberbringung von Schreiben —", sagte Herr von Starhemberg; aber Herberstorf fiel ihm abermals roh ins Wort: „Zu Unterhandlungen, welche nie unbekannt geblieben sind und wol für Euer eigenes Beste geheim gehalten wurden!"

„Was wir thaten, geschah zu besänftigen, den Aufstand zu unterdrücken und die Bauern zu beruhigen", sagte Starhemberg mit ruhiger Würde.

„Was besänftigen, was beruhigen!" rief Herberstorf. „Diese glimpfliche Sprache in den Patenten der Stände an die Bauern ist es eben, was mir gerechtes Mißtrauen einflößen muß. Mit solchen Bestien muß

man ganz anders reden, sie ganz anders tractiren. Aber die Zeit ist nahe, ganz nahe, sage ich Euch, wo ich mit ihnen und Euch eine ganz besondere Sprache reden werde!"

„Herr Statthalter, — diese wiederholten Vorwürfe, — ich sollte meinen, wir haben es in dieser bedrängten Zeit wol bewiesen — —"

„Nein! nein! sage ich", rief der Statthalter, „ich traue Keinem mehr, am wenigsten den Herren Ständen. Hat mir doch die letzte Nacht einen gar erfreulichen Beweis von der Redlichkeit der Stände geliefert und erwiesen, daß ihr Motto gleichlautend sei: entweder zu thun, was ihnen beliebt, oder sich in offenem Aufruhr gegen Regierungsform und Landesfürsten zu erheben."

„Wenn Euer Gnaden, Herr Statthalter, die in Frage stehende Angelegenheit einer genauen Prüfung unterziehen, so werdet Ihr sehen, daß selbst die auf dem Auhofe Getroffenen die besten Absichten hatten", sagte Starhemberg.

„Zu was eine Prüfung", entgegnete Herberstorf, „traf ich da nicht Hauptrebellen? — Zwei entsprangen, kenne sie aber doch. Dann dieser Wiellinger, dieser Weng! — braucht es da noch einer nähern Untersuchung?"

„Von der Anwesenheit dieser Männer wußte Keiner von unsern Herren", sagte Starhemberg.

„That auch dergleichen, als ob ich es glaubte, — aus guten Gründen“, entgegnete der Statthalter, „nahm auch nicht Einen von Euren Herren fest, so sehr ich das Recht dazu gehabt hätte. — Wenn nur die Beiden nicht plaudern“, setzte er schadenfroh hinzu.

„Was den unglücklichen jungen Mann betrifft, so wissen wir von ihm nichts zu sagen, Niemand kennt ihn, Keiner von den heute versammelten Herren hat ihn je gesehen, wie Jeder betheuert. Doch was Herrn Häberl von Weng betrifft, so bin ich beauftragt, Euch Dieses zu übergeben.“ Mit diesen Worten überreichte Herr von Starhemberg dem Statthalter einige Papiere.

Die Stirne des Grafen verfinsterte sich augenblicklich. „Was soll es damit?“ sagte er, „ich bin nicht geneigt, etwas zu lesen, was von dem Gefährten eines Tschernembl, guten Angedenkens, kommt. Er ist ein Hochverräther, wie dieser, und für vogelfrei erklärt; ich hätte ihn ohne Anstand an dem nächstbesten Baume aufknüpfen lassen können; doch der Umstand, daß seine Tochter — ich bin in meiner ritterlichen Galanterie vielleicht zu weit gegangen, nun, ich that es Ein Mal, doch jetzt werden die Gesetze des Landes ihren regelmäßigen Gang gehen.“

Herr von Starhemberg war etwas eingeschüchtert und besann sich zögernd; aber der Freiherr von Grienthal trat jetzt vor, und mit vieler Artigkeit sagte er: „Herr Statthalter, Ihr wollt mir ein Wort erlauben.“

„Zu Gunsten eines Verräthers? — Wie? — Ein Grienthal?“ sagte der Statthalter mit scharfem Tone.

„Zu Gunsten eines Mannes, der, obwol einmal sich verfehlt, es doch verdient, daß man ihm den Weg nicht verschließe, sich an die Gnade Sr. Majestät unsers Kaisers zu wenden“, sagte Grienthal, und die Papiere aus seines Begleiters Hand nehmend und sie dem Statthalter hinreichend, fuhr er fort: „Dieses überschickte er heute Morgens dem Präses der Stände, mit dem Ansuchen, es nach Wien zu senden. Wir hielten es für nothwendig, dieses Gesuch Euch zur Einsicht vorzulegen, damit der alte Mann bis zur Entscheidung seiner Angelegenheit des schweren Arrestes, den er für eine längere Zeit wol kaum ertragen könnte, enthoben würde.“

„Ich soll den Hochverräther wol auf freien Fuß setzen?“ sagte Herberstorf scharf.

„Eine heimliche Entweichung ist wol nicht von Dem zu erwarten, der sich freiwillig gestellt hat“, entgegnete Grienthal.

„Wißt Ihr so ganz gewiß die Absicht, mit der er ins Land kam?“ fragte Herberstorf; doch sich plötzlich eines Andern besinnend, sagte er: „Gebt!“ Er nahm das Schreiben, und nachdem er es mit Aufmerksamkeit durchlesen hatte, sagte er: „Wer bürgt mir, daß hier die reine Wahrheit niedergeschrieben sei?“

„Ich!“ sagte der Freiherr von Grienthal mit Bestimmtheit.

„Ihr?“ fragte der Statthalter lächelnd. „Doch ja, ich weiß es, es besteht einige Freundschaft zwischen Euch und dem Herrn von Weng; ist nicht seine Tochter seit seiner Verbannung in Euerem Hause? — Nun, ich will Euch, meine Herren, beweisen, daß ich nicht Der bin, für den Ihr mich in Euerem Unmuthe stets haltet. Herr von Weng erhalte Hausarrest, dazu bis auf Weiteres bei Euch, Herr von Grienthal. Das Gesuch schickt heute noch nach Wien.“

Der Freiherr von Grienthal drückte mit wenigen, aber herzlichen Worten seinen Dank sowol für geschenktes Zutrauen, als auch im Namen des alten Mannes aus, als dessen Vertreter anzusehen er sich berechtigt glaubte, Herr von Starhemberg meinte aber diese günstige Stimmung des Statthalters nicht unbenutzt lassen zu dürfen und rückte nochmals mit seiner Frage, was mit den beiden Landschaftstrompetern geschehen werde, hervor, doch: bis hierher und nicht weiter, sagte die Politik des Statthalters. Den ehemaligen Landstand konnte er auf Hausarrest setzen, aber die Trompeter wollte er nicht freilassen, er hatte dafür seine Gründe, und als die drei Herren ihn verlassen hatten, sagte er zu seiner Umgebung: „Ist nur einmal der Pappenheimer im Lande, und habe ich Luft, dann will ich es nicht nur den Bauern zeigen, sondern auch

diesen Ständen, wie der Herberstorfer erfahrne Unbilden nicht zu vergessen pflegt!"

Uebrigens wurden die beiden Männer Hoy und Mitterhofer doch auch für unschuldig befunden und nach einigen Tagen in Freiheit gesetzt.

Zweites Kapitel.

„Hier können wir den Zug gemächlich sehen,
Wenn er vorüberkommt.“

Fr. v. Schiller.
Jungfrau von Orleans, 4. Aufz., 4. Auft.

Nach mehren trüben und regnerischen Tagen war mit plötzlichem Witterungswechsel am 4. November ein gar freundlicher und heller Morgen über der Stadt Linz aufgegangen. Die dichten Donaunebel, die um diese Jahreszeit oft bis Mittag, bisweilen den ganzen Tag schwer und drückend über der Stadt liegen, waren schon den ersten Sonnenstrahlen gewichen, und es war die Aussicht auf den Pöstlingberg, auf St. Magdalena, den Strom abwärts gegen Mauthausen und aufwärts gegen die Gebirgshöhen, zwischen welchen herab die majestätische Donau in ihrer ruhigen Strömung fließt, und ebenso auch in die Ebene gegen Ebelsberg hinaus ganz klar und rein geworden.

Aber hatte auch der sonnige Morgen das Innere der Stadt so hell erleuchtet, daß der Stadtplatz und die engen Straßen im Vergleiche mit den verflossenen gar glänzend und freundlich sich zeigten: so lagen sie

doch einsam und verödet; nur wenige Einzelne durchkreuzten sie eiligen Schrittes; Alles steuerte der Landstraße zu. Diese dagegen war gedrängt voll Menschen, die sich Kopf an Kopf wie eine Mauer an den beiden Häuserreihen hinzogen, einen eben nicht allzu breiten Raum in der Mitte der Straße frei lassend, welchen herzuhalten denn auch die in geringen Zwischenräumen aufgestellten Stadtwächter mit ihren langen Hellebarden und die dazwischen eingereihten „Kroaten" des Statthalters, oft nicht auf die höflichste Weise, sorgten.

Am dichtesten war das Gedränge da, wo die Landstraße in den kleinen viereckigen Platz ausläuft, von dem man durch das Welserthor in die innere Stadt, durch eine Wendung um die Ecke des hier stehenden Hauses aber auf den obern Graben, wo heutzutage sich die Promenade befindet, gelangte. Hier hatten sich die Zünfte aufgestellt: die Waffenschmiede, die Zimmerleute, die Weber, die Schlächter, mit ihren Fahnen und Gewerbzeichen, alle festlich gekleidet — so hatten es Sr. Gnaden der Herr Statthalter anbefohlen.

Sah es aber schon auf der Straße gar bewegt und festlich aus, so war dies, besonders in letzterer Beziehung, mit den Häusern noch mehr der Fall. Bunte Teppiche hingen zu den Fenstern heraus, vielfarbige Tücher und Bänder flatterten allenthalben, von dem leichten Herbstwinde bewegt, Blumenguirlanden und Tannenreisige waren ausgesteckt, und über die niederen

Mauern, welche sich zwischen je zwei Häusern hinzogen, beugten Akazien und junge Kastanienbäume ihre noch ziemlich grün belaubten Blätter herüber, als wären sie eben auch willig gewesen, dem Befehle des Herrn Statthalters zu gehorchen und das Ihrige zum festlichen Aufputze der Vorstadt beizutragen.

Ueber und unter den bunten Teppichen, zwischen den flatternden Tüchern und grünen Kränzen waren aber allenthalben an den Fenstern der Häuser, in allen Stockwerken gar hübsche und wohl aufgeputzte Frauen und Mädchen zu schauen, die schönsten jedoch sicher an den Fenstern des zweiten Stockwerkes jenes oben bemerkten Eckhauses. Es war unlängst erkauftes Eigenthum Sr. Gnaden des Herrn Statthalters, und die Personen, welche sich am Fenster zeigten, um das Spectakel eines großen Volkszusammenlaufes mit anzusehen, kennen wir bereits.

Wir treffen da die stolzen, kalten Züge Ihro Gnaden der Frau Gräfin Statthalter und gleich nebenan den blonden Lockenkopf der stets schäkernden und neckenden Comtesse Martha von Preysing. Daß dann auch die schöne Erbmarschallin von Pappenheim, gegenwärtig Frau Gräfin Preysing, nicht fehlte, versteht sich von selbst, aber wir treffen in dem Einen Fenster auch die Freiin von Grienthal mit zwei oder drei ihrer mehr erwachsenen Kinder, denen sich dann auch Tante Helene beigesellt hatte. Wenn aber nun auch diese ebenso

wenig als die Physiognomie des Herrn Kapitän Andreas von Grienthal unsern früher gethanen Ausspruch bewahrheitete, so doch gewiß das auffallend schöne Gesicht des Fräuleins, welches mit Comtesse Martha in einem und demselben Fenster lehnte. Während aber dieses Blondköpfchen in immerwährender Bewegung war, ihr lebhafter Blick hier und dort und nach allen Seiten hinflog, der Mund nicht einen Augenblick ruhte, sondern bald über Dieses oder Jenes ihr drollig Vorkommende zu lachen, bald einige witzige Worte zu sagen hatte, blickte unterdessen ihre Gefährtin, Fräulein Elisabeth von Weng, sehr ernst und sinnend vor sich hinab in das bunte Gewirr, welches sich unter ihrem Fenster regte.

„Ach, seht nur, Elisabeth, den dicken Fahnenjunker an", lachte Comtesse Martha, „wie der Mann unter seinem ausgepolsterten Wamse dampft, ordentlich kirschfarbig wird schon seine Nase; — jetzt lüftet er seinen Federhut — huh! qualmt da doch eine wahre Wolke heraus! Sein Nebenmann möchte ich nicht sein, weder zur Rechten, noch zur Linken; einmal lehnt er sich an Diesen, das andere Mal an den Andern. Dem Dicken muß das Stehen sauer genug ankommen — ach, seht nur!" rief sie mit lautem Lachen, „jetzt gab ihm sein Nachbar zur Rechten einen Schups, daß er wie ein Pendel dem linken zufiel — — hahaha! der will den Dreihundertpfündigen aber auch nicht auf sich liegen

haben! — Elisabeth! dort seht, wie der Kleine sich spreizt und bäumt — ist gewiß der Altmeister einer ehrbaren Schneiderzunft. Was der Mann doch für krumme Beine hat — ein gemachter Bockreiter! — Brav, Männchen! da legt sich Einer wol gar platt auf den Boden nieder, hat auch schon genug gestanden." So plapperte Comtesse Martha in fröhlicher Laune Alles durcheinander; doch plötzlich wandte sie sich ihrer Nachbarin zu: „Aber was ist es denn mit Euch, Ihr werft ja Blicke da hinunter, als wenn Ihr einem Leichenzuge zusähet; ich wette, Ihr bemerket von all' dem Possirlichen, was da unten vorgeht, nicht das Geringste, und ich habe alle meine Worte, um Euch darauf aufmerksam zu machen, in den Wind gesprochen."

Elisabeth erwiderte in einiger Verlegenheit, daß sie Alles gehört und gesehen habe.

„Das kann nicht sein", sagte Comtesse Martha, „sonst hätte Euer Gesicht unmöglich in dieser feierlich ernsten Haltung bleiben können. Ach, lacht doch, Elisabeth, nur Ein Mal, ein klein wenig nur. Ich möchte Euch zu gern lachen sehen, es muß Euch wunderhübsch anstehen, weit besser als dieses ernste, trübe Sinnen."

Elisabeth mußte jetzt wirklich lächeln.

„Hab' ich es mir doch gedacht — zum Küssen schön!" rief Martha fröhlich, „und ich muß Euch in der That küssen!" Wie gesagt, so gethan. Sie schlang den Arm

um Elisabeths Nacken und drückte zwei, drei herzliche Küsse auf ihre Lippen.

„Was habt ihr denn, Mädchen?“ sagte die Gräfin von Preysing, den Beiden nahe tretend und freundlich lächelnd.

„Ich würde sagen, gnädige Frau Mutter, helft mir, Elisabeth zum Lachen zu bringen“, erwiderte Martha; „aber da riefe ich nur einen Blinden zum Führer eines andern Blinden auf. Euch Beide möchte ich einmal einen halben Tag lang — so ganz allein zu Zweien — beisammen sehen. Geseufzt würde genug, gesprochen wenig, gelacht gar nicht — das gäbe für mich als Dritte eine herrliche Abwechslung.“

„Elisabeth hat wol Ursache, ernster zu sein, als Du es wünschest“, sagte die Gräfin mit einem Seufzer, welcher jedoch sicher mehr ihre eigene, als der Andern Lage angehen mochte.

„Warum das?“ fragte Martha schnell, „ist ihr Vater nicht auf freiem Fuße, hat der Herr Statthalter nicht einen vortheilhaften Bericht über Herrn von Weng nach Wien gesendet, und sagt er nicht selbst, Se. Majestät werde in seiner angebornen Güte unter gegenwärtigen Verhältnissen gewiß gnädige Nachsicht und Vergebung für das Vergangene ertheilen?“

„Es ist wahr, die Aussicht einer freudigen Zukunft dürfte wol den Schimmer des Frohsinns erwecken bei einem Temperamente, welches dem Deinigen gleicht“,

sagte Gräfin Magdalena, „aber nicht alle Menschen besitzen die Gabe —"

„Des Leichtsinnes!" platzte Martha ihr ins Wort; „sprich es nur aus; seitdem Du mir strenge Frau Stiefmutter geworden, bin ich es gewohnt, von Dir stets gehofmeistert zu werden."

Daß es ihr nicht Ernst mit dem war, was sie sagte, erwies der muntere, launige Ton, in dem sie es aussprach, auch sprang sie jetzt der Gräfin an den Hals, und sie herzend und küssend, sprach sie recht innig und schmeichelnd: „Aber hofmeistere nur zu, bleibst doch meine liebe Magdalena, nenne Dich auch weit lieber so, als steif und ehrerbietig: gnädige Frau Mutter."

Wer jetzt Gelegenheit gehabt hätte, der schönen, jungen Frau in die feinen, edlen Züge zu blicken, der hätte wol leicht genug herausgelesen, ob auch sie statt Gräfin von Preysing nicht weit lieber noch Magdalena von Pappenheim gewesen wäre — doch da tönten drei Stückschüsse vom Schlosse herab, da begannen die Glocken aller Thürme vernehmbar zu werden, da erschallten Trompetengeschmetter und Paukenwirbel vom Balkon des Landhauses herüber. „Sie kommen!" rief Comtesse Martha und sprang zum Fenster hin, aus dem sie sich, so weit sie nur konnte, hinausbeugte. „Hierher, Elisabeth!" rief sie dem Fräulein von Weng zu, „unser Fenster hat die beste Richtung, wir können bis hinunter sehen, die Andern müssen warten, bis der Zug

weiter heraufrückt. Magdalena, stelle Dich zwischen uns, wir haben Platz zu Drei!“

Martha glühte vor fröhlicher Neugier, aber auch ihre Gefährtinnen blickten mit vielem Interesse die Straße hinab. Sie hatten auch wirklich den besten Standpunkt, um das Schauspiel, dessen sie harrten, ganz zu genießen.

Die Stadtwächter mit ihren Hellebarden und die „Kroaten“ mit ihren Copien waren jetzt eifrig bemüht, das schaulustige Volk gegen die Häuser zurückzudrängen, um den Raum in der Mitte der Straße möglichst breit zu erhalten, und so unlieb solcher Zwang auch den Neugierigen sein mochte, so sahen sie doch dessen Nothwendigkeit ein und fügten sich willig und schweigsam. Tiefe Stille herrschte unter der Menge, nur das Geläute der Glocken tönte fort und die Fanfare der Trompeten klang vom Landhause herüber, zwischenhinein donnerten in größeren Zwischenräumen die erderschütternden Stückschüsse.

Jetzt vernahm man auch vom untern Ende der Landstraße herauf den dumpfen Schall von Heerpauken, vermischt mit Hörnerklang und Trompetengeschmetter, — jetzt flogen Hüte und Mützen von den enge aneinander gedrängten Köpfen der schaulustigen Menge am äußersten Ende der Straße, — jetzt flatterten Fahnen und Standarten über dem drängenden Menschenknäuel, — jetzt bewegte sich ein glänzender Zug die breite Gasse zwischen den beiden Reihen des Volkes herauf.

„Herr Kapitän Hans Helmfried Andreas von Griethal, stellt Euch zu uns!“ rief Comtesse Martha, in ihrer gewöhnlichen Laune dem wackern Kapitän bei seinem ganzen langen Namen aufrufend, „stellt Euch zu uns. Ihr müßt uns die Helden alle namhaft machen, welche jetzt an uns vorüber defiliren werden.“

„Wenn ich nur selbst Alle kenne“, erwiderte der Kapitän, „es werden wol Manche dabei sein, die ich nie gesehen habe.“

„Werde d'rein helfen, werde d'rein helfen!“ rief Martha, „bin selbst etwas bekannt mit der Armee Sr. Gnaden des Churfürsten.“

„Die alten Herren werde ich, Comtesse Martha wollen die jungen Kavaliere namhaft machen“, sagte der Kapitän lächelnd.

„Kapitän!“ rief Martha, einiges Zürnen erkünstelnd; aber der Zug rückte näher und näher, und sie versprach nur noch in aller Eile, sich für die boshafte Bemerkung ganz gewiß zu revangiren, blickte aber dann unverwandt zum Fenster hinaus.

Den Zug eröffneten die Feldtrompeter und Heerpauker der Kaiserlichen, welche denn auch einen fürchterlichen Lärm schlugen, gleichsam, als wollten sie den städtischen auf dem Balkone des Landhauses ihr soldatisches Uebergewicht fühlbar machen. Ihnen folgten der kaiserliche Hauptmann Herr Ludwig von Schmelzing mit einer kleinen Abtheilung kaiserlicher Dragoner, und

alsdann der Obrist Freiherr von Löbel mit seinem Regimente Infanterie, Pfeifer und Spielleute voraus, die das Ihrige redlich beitrugen, den Höllenlärm der Heerpauker zu vermehren.

„Sagt, Comtesse, wer ist der stattliche, junge Mann auf dem tollen Schimmel, an der Spitze der kaiserlichen Dragoner?“ rief der Kapitän von Griendthal, sich dem Fräulein Martha ein wenig nähernd.

„Welchen meint Ihr?“ fragte Martha mit dem Anstriche der größten Unbefangenheit. „Es reiten drei Herren dicht hinter dem letzten Zuge der Musketiere; dann kommt der Standartenführer, dann die Dragoner in Reihen — —“

„Recht, Comtesse, Drei reiten an der Spitze der Escadrone“, erwiderte der Kapitän mit einem schalkhaften Lächeln, „aber zwei kenne ich ohnedies, sind der Rittmeister Pollinger von Thomar und der Lieutenant Müller, doch der Dritte, der auf dem Schimmel? — Potz Cyrus und Schwarzenberg, jetzt bäumt sich das Roß, wahrscheinlich scheu gemacht durch die flatternden Fahnen der Zünfte; aber seht, mit welcher Gewandtheit und Kraft es der Reiter zu bändigen weiß; — jetzt grüßt er herauf, nun, der Gruß geht mich gewiß nichts an, — doch halt! jetzt kenn' ich ihn: der Herr Obristwachtmeister Graf von Porzia! — nun, Comtesse, Ihr kennt ihn wol auch?“

„Kapitän!“ rief Martha lachend, „Eure Schuld

mehret sich", aber recht freundlich dankte sie dem Gruße des stattlichen Schimmelreiters.

Der Zug der kaiserlichen Armada, welche den baierischen Truppen heute mit frühem Morgen bewillkommnend entgegengerückt, war jetzt vorüber, und auf einem mächtigen Schwarzrosse nahte der Held des Tages. Der Rappe mochte wol selbst die Wichtigkeit des Mannes fühlen, den er trug: stolz gebogen hatte er den Hals, zu kleinen Courbetten erhob er sich, und mit weit geöffneten Nüstern schnob und brauste er, daß Reiter und Roß vom weißen Schaume bedeckt waren. Der Mann, welchem jetzt alle Blicke zuflogen, stand in der Blüthe der Jahre, er zählte kaum dreißig; seine Gestalt war groß und kräftig, seine Haltung militairisch, ungezwungen, doch Würde und Adel zeigend. Seine Kleidung war weniger zierlich, aber um so mehr seinem Berufe angemessen. Er trug einen auf einer Seite aufgestülpten breiten Krempenhut mit vielen Federn, einen Brustharnisch mit Rückentheil und Achselschienen über ein eng anschließendes, schwarz geschlitztes, blaßgelbes Lederwamms, Beinkleider von demselben Stoffe und derselben Farbe, ebenfalls mit schwarzer Seide ausgeschlitzt. Weite, schwere Reiterstiefeln, mit schwarzen Seidenfransen besetzt, schlossen sich unter den Knien an. Seine einzige Waffe, ein mächtiges Schwert mit langem Griffe ohne Korb, vollendete das Bild des gewaltigen Reitergenerals, welcher, im frühen Mannesalter

stehend, doch schon seinen Namen hoch berühmt gemacht hatte. Aber in diesen an und für sich schönen Zügen, besonders in diesem großen, dunklen, stets hin und her rollenden Auge lag der Ausdruck eines wilden, stürmischen Feuers, eines Muthes, der keine Gefahr scheuet, und eines angebornen Feldherrntalentes. Als er jetzt, erhitzt durch den Ritt oder auch im Eifer des Gespräches, den Federhut von der Stirne rückte, da waren auf dieser zwei rothe Striemen, Schwertern ähnlich, zu erblicken:

„Es wies der alte Marschall Veit
Der Mutter stolz das Kind:
Schau', Mutter, unserm Jungen
Nur auf die Stirn geschwind'!
Ein Maal ist d'rauf, verwegen,
Zwei Schwertern völlig gleich.
Das spricht von seiner Männerzeit; —
Er wird der beste Degen
Dereinst im röm'schen Reich."

Der Vater hatte wahr gesprochen — Heinrich Gottfried Graf von Pappenheim wurde der berühmteste General seiner Zeit. Die Prager Schlacht, in welcher er Obrist war, eröffnete seine Heldenbahn. Gefährlich verwundet, warf er durch ungestümen Muth mit wenigen Truppen ein feindliches Regiment und lag viele Stunden hindurch, unter Todte gebettet, unter der Last seines Pferdes auf der Wahlstatt, bis ihn die

Seinigen, auf Plünderung ausgehend, entdeckten. Ein feuriger, nach Thaten rastlos dürstender Geist, sowie ein flammender Eifer für den Kaiser und die katholische Religion leiteten ihn in seiner Handlungsweise. Seine mititairischen Kenntnisse waren so groß, daß der Held Gustav einmal den Wunsch äußerte, sich in einer Schlacht mit ihm messen zu können. — In der Schlacht bei Lützen fielen Beide.

„Unser Heinrich!“ rief Gräfin Magdalena in herzlicher Freude und eilte von dem einen Fenster weg in das andere, wo die Gräfin Statthalter saß.

„Dein Bruder! mein Sohn!“ sagte diese in einiger Aufregung, die Hand der Tochter fassend und sie innig drückend. Das Muttergefühl, die Freude, den Sohn nach manchen langen Jahren wieder einmal zu sehen, trug für einige Augenblicke den Sieg über die stolze Kälte der Dame davon.

Der General war eben eifrig im Gespräche mit seinem ihm zur Rechten reitenden Stiefvater, dem Statthalter, und auch dieser schien ganz Ohr für Das zu sein, was ihm Jener mittheilte. Anders war es jedoch mit dem zur Linken reitenden Herrn Vicedom, dem Grafen Preysing. Dieser sah, als sie sich dem Eckhause näherten, zu dessen zweitem Stockwerke hinauf, und als er da seine jugendliche, vor Kurzem ihm angetraute Gemahlin, die gnädige Frau Schwiegermutter und die Andern erblickte, grüßte er hinauf und sprach einige

Worte zu seinem Vetter, dem Grafen Pappenheim. Schnell blickte dieser auf, eine helle Röthe überflog sein Gesicht, und mit den unverkennbaren Zeichen der freudigen Aufregung winkte er, mit seiner Rechten grüßend, der Mutter und der Schwester zu; dann aber schien es ihm plötzlich in alle Glieder gefahren zu sein; ungeduldig über das langsame Vorwärtsschreiten des Zuges, trieb er seinen Rappen zu einigen Sprüngen an; aber es half nun einmal nichts, auch er, der Feuergeist Heinrich Pappenheim mußte sich fügen. Die Fahnen der Zünfte wurden geschwungen, das Glockengeläute ertönte wie neu erweckt, die Stückschüsse fielen in schnellerer Folge, — jetzt nahten sich die gewaltigen Männer dem Welserthore, um in die innere Stadt einzureiten, — noch ein Mal wandte sich der General, um dem zweiten Stockwerke des Eckhauses einen Blick zuzuwerfen — und verschwunden war er in der Biegung des Thores.

„Mein Heinrich wird der Geschichte wol bald ein Ende machen", sagte die Gräfin Statthalter, „der läßt sicher nicht mit sich spielen, wie der Holsteiner und der Lindlo."

„Da kommt ja Se. Gnaden der Herzog", rief Comtesse Martha, schaulustig wieder dem Zuge zublickend.

Es kam jetzt die baierische Armee. Abermals Heerpauker und Feldtrompeter voraus, dann eine kleine Abtheilung Reiter.

„Wer ist der alte Herr, welcher an der Seite des Herzogs reitet?“ fragte Martha.

„Das ist der gewaltige Reiterobrist von Cordobach“, sagte der Kapitän, „ein gar tüchtiger Mann! — Potz Cyrus —“

„Und Schwarzenberg!“ fiel ihm Martha ins Wort, „im Pramwalde hat er doch auch Reißaus genommen —“

„Das einem braven Soldaten bisweilen treffende Unglück soll man nicht bespötteln, Comtesse“, sagte der Kapitän gekränkt.

„Spott? — nein, bespötteln will ich das Unglück nicht“, sagte Martha gutmüthig, „aber so ein alter Herr soll zu Hause bleiben, zum Kriegshandwerk taugen nur kräftige, junge Männer; — seht nur, trägt er ja doch sogar den Arm in der Binde.“

„Er rettete mit eigener Lebensgefahr seinen General“, sagte der Kapitän.

„Nun, der wird den Bauern die Affaire im Pramwalde gewiß mit Zinsen zurückzahlen“, lachte Martha, sich aber dann dem Fenster zuwendend, sagte sie: „Kommt, Elisabeth! wir wollen meine Landsleute beaugapfeln, gibt gewiß auch schmuckere Leute darunter, als der alte Cordobach ist.“

Elisabeth sah auch wirklich wieder hinab, als sie aber da die Schwadronen des alten Reiterobristen, die rasselnden Geschütze mit ihren Büchsenmeistern unter dem Kommando des Kapitäns de la Tore, die Fähn-

lein Fußvolk unter dem Befehle des Obristlieutenants Buttberg und dann das wilde Kroatenvolk in großer Menge und ungeordnet, ferner wieder zum Schlusse einige Geschwader kaiserlicher Dragoner, mit dem Rittmeister Achatius Dellinger von Grünau an der Spitze, vorüberziehen sah: da befiel es sie ganz eigenthümlich beängstigend. Die Betrachtung dieser großen Menge wohldisciplinirter Truppen aller Waffengattungen, dieser Unzahl drohender Geschütze, die Bemerkung, wie viele kriegserfahrne Männer jetzt an der Spitze der einzelnen Abtheilungen ständen, die Erinnerung dessen, was sie bereits von dem Kriegsglücke und ausgezeichnetem Talente des Mannes, welcher das Oberkommando übernommen, gehört hatte — alles Dieses gab ihr wol die Ueberzeugung, daß es mit dem schrecklichen, das Land verwüstenden Aufruhre schnell zu Ende kommen würde. Jeder Gutdenkende mußte dieses wünschen, aber wer stand an der Spitze dieses Aufruhrs? welch ein Loos erwartete diesen? — und wie traf es die, welche ihm so nahe standen? — was hatte vor Allen sein Sohn zu erwarten? wird dieser nicht die Schuld des Vaters mit büßen müssen? —

Aus diesen und ähnlichen Betrachtungen und Gedanken ward sie jetzt durch die Anrede der fröhlichen Comtesse aufgeschreckt. „Hört, Elisabeth!“ sagte sie, „Ihr macht jetzt wieder eine Miene, daß ich darauf wetten wollte, Ihr habt von all’ dem Schönen da unten

nichts bemerkt, und fast dürfte man glauben, es sei Euch das Weinen näher als das Lachen. Was ist Euch denn?"

Bei aller Heiterkeit und ihrem oft leichtsinnigen Uebermuthe hatte Martha doch Wärme des Gemüthes und natürliche Herzensgüte, und mit diesen beiden Eigenschaften ausgestattet, konnte sie nie Jemanden traurig sehen, ohne nicht alles Mögliche anzuwenden, um diese Stimmung zu verscheuchen. Daß ihr dieses bei Elisabeth nicht durch Scherzreden gelingen werde, sah sie wol ein; sie schlug daher einen andern Weg ein. Den Arm um Elisabeths Leib schlingend und ihre Wange an Elisabeths Wange lehnend, fuhr sie fort: „Daß das Schicksal Eueres Vaters nicht die Ursache Eurer auffallenden Verstimmung sein kann, ist gewiß; denn Ihr müßtet wirklich mit Gewalt in Euerer Einbildungskraft Euch Schrecknisse ausmalen, um Euch zu denken, daß diese Euern Vater betreffen könnten. Im Gegentheile, wie die Sachen stehen, habt Ihr jetzt zum Fröhlichsein mehr Grund, als so lange Euer Vater noch als verbannter Flüchtling außerhalb des Landes umherirrte. Es ist erwiesen, daß Herr von Weng an den gegenwärtigen Unruhen keinen Antheil hat, ja, daß er selbst Denen entgegen war, die sich abermals als Feinde des Kaisers und der bestehenden Regierung zeigten; seine Begnadigung kann nicht ausbleiben, und der leicht zu ertragende Hausarrest, in welchem er sich vorläufig noch

befindet, wird bald aufgehoben werden. Unterdessen wird aber durch die jetzt zusammengetroffene Kriegsmacht die ganze böse Geschichte ihrem Ende zugeführt, im Lande wird Alles wieder zur Ruhe und Ordnung kommen, und Euer Vater wird seine Besitzungen erhalten. Nun, Elisabeth, sagt mir selbst, habt Ihr nicht vollkommen Ursache, jetzt in bester Hoffnung aufzuleben und Euch zu freuen, daß es so gekommen ist?"

Elisabeth erkannte dankbar die Theilnahme der Comtesse, sowie sie auch gar wohl das frühere Benehmen dieser sowol, als der Gräfin Magdalena Preising mit dem vollen Gefühle des Dankes anerkannt hatte. Am Tage nach jener Nacht, wo ihr Vater auf dem Auhofe festgenommen und in enge Haft gebracht worden war, hatten die beiden Damen, als schon frühere Bekannte der Freiin von Grienthal, dieser einen Besuch abgestattet, sich aber dann sogleich mit dem überzeugendsten Troste an Elisabeth gewendet, wobei sie ihren Gründen dadurch um so bessere Beglaubigung gaben, daß sie erwähnten, wie Alles, was sie Tröstliches vorzubringen wußten, seinen Anhalt in dem Ausspruche des Vicedoms Grafen von Preising fände, welcher doch am besten über die Sachlage urtheilen könnte. Hatte Elisabeth damals wirklich diesen Beweis einer freundlichen und herzlichen Theilnahme anerkannt, so fand sie auch wirklich schon am zweiten Tage noch mehr Beruhigung in dem Umstande, daß die enge Haft ihres Vaters

in einen leichten Hausarrest, auf Ehrenwort hin, verkehrt wurde; und hatte sie auch ferner gar wohl zu würdigen gewußt, wie die junge Gräfin und Comtesse Martha sie stets in ihre Gesellschaft gezogen und stets bemüht gewesen waren, sie aufzuheitern, so erkannte sie auch jetzt wieder dankbar das Mitgefühl, mit welchem die sonst so heitere und lebenslustige Martha sich ihr zuwendete. Aber die eigentliche Ursache ihres Trübsinnes konnte sie ihr doch nicht sagen, konnte ihr nicht sagen, wie jetzt, wo die schönsten Hoffnungen das Gemüth der liebenden Tochter erfüllten, dieses doch von schrecklichen Gedanken, von Befürchtungen für das Schicksal eines Zweiten beängstigt wurde, und so suchte sie mit ausweichenden Worten davonzukommen. Doch Comtesse Martha war damit nicht so leicht abzufinden, sie hatte nun einmal die auffallend traurige Stimmung des Mädchens, zu dem sie sich seit der kurzen Zeit ihrer Bekanntschaft ganz eigenthümlich hingezogen fühlte, bemerkt, daß diese Traurigkeit einen vollgültigen Grund haben müßte, und diesen wollte sie erfahren, um ihn zu heben, wenn es möglich wäre. So dachte die kleine Comtesse bei sich selbst, und sie war ganz die Person dazu, um etwas durchzuführen, was sie in ihrem Köpfchen ausgesponnen hatte.

Wir wollen uns der Mühe überheben, zu erzählen, wie und auf welche Weise sie es angefangen hatte, ihr Ziel zu erreichen, und nur sagen, daß die beiden Mädchen

Nachmittags in dem Garten, welcher an das Haus der Familie Grienthal stieß, lustwandelten, hier aber, in der Laube, in welcher sie sich niedergelassen hatten, Elisabeth an die Brust ihrer Freundin sank und mit thränendem Auge und schmerzlich gedrückter Stimme die quälenden Besorgnisse, welche sie für das Leben des im Wasserthurme festsitzenden Hans von Wiellinger hegte, mittheilte.

Wer hat es nicht schon selbst im Leben erfahren, welch ein besänftigendes Gefühl in dem Augenblicke der Mittheilung von unsern Besorgnissen, Kümmernissen und Drangsalen in unserer Brust einzieht? Ist es doch, als wenn diese dadurch schon an ihrer Wucht verlören; es ist lindernder Balsam, in Worten aussprechen zu können, was unsere Seele bewegt, und treffen wir dann noch auf ein weiches, liebes, theilnehmendes Gemüth, so um so mehr.

Elisabeth sprach kein Wort von Liebe, dieses verlangte Martha aber auch nicht, und sie nahm es mit ganz gläubigem Sinne hin, wie Jene von den ausgezeichneten Eigenschaften des jungen Mannes, insofern sie von denselben in der kurzen Zeit ihrer Bekanntschaft Kenntniß bekommen hatte, erzählte; sie fand es ganz erklärlich, daß Elisabeth an dem Schicksale Dessen, mit dem sie und ihr Vater durch die Umstände in nähere Bekanntschaft gekommen waren, lebhafteren Antheil als an dem eines Andern nahm, aber sie konnte

es nicht verhehlen, daß die Lage des jungen Wiellin-ebenfalls eine weit bedenklichere, als die manches Andern war. — „Warum hat er denn keinen bessern Gebrauch von der Freiheit gemacht, die er durch Euere Hülfe in Lambach erlangte?" fragte sie, „was hatte er in Linz zu suchen?"

Elisabeth setzte nun weitläufig genug das Verhalten des jungen Wiellingers und was ihn nach Linz zu gehen bestimmt habe auseinander. Die ungewöhnliche Energie der Sprache des schönen Fräuleins, welches der Comtesse bis zu diesem Augenblicke so trübe und einsylbig erschienen war, zeigte dieser gar wohl an, wie vielen Theil das Herz an dem Schicksale des unglücklichen jungen Mannes nehme, und es benöthigte keines genaueren Geständnisses.

„Ich will so gut wie Ihr selbst glauben, daß der junge Wiellinger mit den besten Vorsätzen nach Linz gekommen ist", sagte Comtesse Martha, „aber es ist die Frage, ob es auch die Andern glauben."

„Er ist so edel und gutmüthig, wie nur je ein Schlachtopfer der Tyrannei sein kann!" rief Elisabeth eifrig, und Tyrannei nenne ich Das, einen Mann, der für Ruhe und Ergebung sprach, der sich selbst seinem Vater entgegenstellte, als Rebellen zu behandeln."

„Aber werden der Statthalter, die Räthe, die Commissionsmitglieder das glauben?" sagte Martha.

„Er hat nichts als sein Wort — und er ist der Sohn des Hauptes der Rebellen.“

„Sein Wort ist das eines Kavaliers, eines Offiziers, noch mehr — eines Ehrenmannes!“ eiferte Elisabeth.

„Und doch wird ihm der Proceß gemacht und er — —“ Martha unterbrach sich selbst, sie mochte das fürchterliche Wort nicht aussprechen.

Elisabeth ward bleich, in ihrer Seele tönte das Wort fürchterlich genug, es bedurfte nicht des belebenden Hauches — sie sank an die Brust der neugewonnenen Freundin.

„Wiellinger muß entkommen“, sagte Martha nach einigem Nachdenken mit vieler Bestimmtheit, hatte doch die freundschaftliche Theilnahme gar auffallend des Mädchens fröhlichen Leichtsinn verkehrt, „er muß entkommen, die Folter ist etwas Schreckliches, sie zwingt Geständnisse ab, über die der Unschuldige nach der Hand erstarrt, sie gethan zu haben; aber sie sind bereits notirt und dienen als Beweise — —“

„Um Gotteswillen! die Folter!“ rief Elisabeth.

„Er soll ihr entzogen werden, aber wie?“ sagte Martha. „Wäre der Gefangenwärter zu bestechen, — oder vielleicht — —“

„Ich will trachten, zu ihm zu kommen“, sagte Elisabeth eifrig, „es wird sich dann wol ein Mittel zeigen.“

„Wie, Ihr, Elisabeth?" sagte Martha. „Ich fürchte sehr, sie werden Euch nicht zu ihm lassen. Die Herzen dieser Profoßen sind so hart als die Gefängnißsteine, und Eueren schönen Augen zu lieb werden sie nicht weich werden."

„Gott wird mir helfen!" rief Elisabeth mit gläubigem Vertrauen.

„Und was wird die Welt dazu sagen, wenn es bekannt wird, daß Ihr, Fräulein Häberl von Weng, den Rebellen Wiellinger im Gefängnisse besucht habt?" sagte Comtesse Martha.

Daran hatte Elisabeth wirklich nicht gedacht. Sie blickte schweigend vor sich hin.

„Laßt mich noch darüber nachdenken", sagte Martha, „über Nacht kommen die guten Gedanken. Fort muß Wiellinger, das ist gewiß! und daß er fort kommt — ist auch gewiß!"

Elisabeth umarmte Martha mit einem unaussprechlichen Gefühle der Dankbarkeit und der schönsten Hoffnung. Wir glauben jedoch mit Gewißheit annehmen zu können, daß das Hinzutreten eines günstigen Zufalles für das Schicksal unseres jungen Freundes weit vortheilhafter war, als die besten entworfenen Pläne der beiden Mädchen.

Drittes Kapitel.

„Der Terzky hat
Der Mutter Ehrenweine preis gegeben.
Es geht hier zu wie auf dem Heidelberger Schloß."

Fr. v. Schiller.
Die Piccolomini, 4. Aufz., 1. Auft.

Die kaiserlichen Commissäre zu Enns hatten kein Mittel mehr gewußt, das Land zu beruhigen, sahen auch, daß die Gefahr täglich zunahm; sie fühlten sich daher gezwungen, alle Truppen, die noch an den Gränzen standen, vorrücken zu lassen. Der Churfürst von Baiern konnte ebenfalls nicht lange mehr zaudern und mußte mit mehr Ernst als bisher die Dämpfung des Aufruhrs betreiben, wenn er durch sein Betragen nicht bestätigen wollte, was man ihm bereits zur Last legte, als suche er in dem Fortbestehen des Bauernkrieges seinen Gewinn. Er hatte den berühmten General Heinrich Gottfried von Pappenheim, welcher eben aus dem italienischen Kriege heimgekehrt war, auserſehen, mit achttausend Mann in Oberösterreich einzurücken, um sich hier mit den kaiserlichen Truppen zu gemeinschaftlichem Zwecke zu vereinigen. Dieses auszuführen

war jedoch ein schwieriges Unternehmen. Die Donau war von den Bauern abermals mit Ketten und Seilen gesperrt, und bei Weibern und Efferding befanden sich zwei große Lager der Rebellen, die durch ihre Uebermacht jedenfalls wieder einigen tausend Baiern den Einmarsch ins Land verwehren konnten, und diese mußten was immer für einen Weg durch das heutige Innviertel einschlagen. Pappenheim mußte sich also einer List bedienen, um Das auszuführen, was ihm der Churfürst aufgetragen hatte.

Wir wollen hierüber seinen officiellen Bericht hersetzen, wie er auch damals durch den Druck bekannt gemacht wurde:

„Nachdem ich zu Scharding angelangt, habe ich hundert Pferde und acht Fahnen Fußvolk auf einige vorgerichtete Schiffe gesetzt, um dem Feinde zu verstehen zu geben, ich wolle mein Volk zu Wasser nach Linz bringen; mit meinen übrigen Truppen bin ich aber nach Passau gezogen und habe dort Nachtquartier genommen, gleichsam, als wolle ich mit diesen erst am andern Tage zu Schiffe gehen. Aber noch in derselben Nacht zog ich wieder alle Truppen zusammen und marschirte damit nach Griesbach auf österreichischer Gränze, hatte dadurch am 2. November, nachdem ich Tag und Nacht marschirt war, dem Feinde den Vortheil abgewonnen, daß ich immer frühmorgens dort eintraf, wo man mich erst am Abend erwartete. Die Rebellen,

dadurch irre gemacht, begaben sich an die Donau, die an acht Stellen mit Seile und Ketten überzogen war, um meiner da zu warten, während ich ungehindert und frei das Land passirte. — Also habe ich durch diese List der katholischen Liga Volk mit dem kaiserlichen conjungirt, welches wirklich am 4. November, so ich zu Linz angekommen, geschehen ist."

Daß der berühmte General Pappenheim in Linz mit vielen Freuden und großen Ehrenbezeugungen empfangen worden, haben wir im vorigen Kapitel erzählt; das Zusammentreffen der Mutter und des Sohnes, des Bruders und der Schwester sich auszumalen, wollen wir jedoch der Einbildungskraft unsers Lesers überlassen, und eben auch keine allzu ausführliche Beschreibung von dem abends im Schlosse zu Ehren des Angekommenen abgehaltenen Bankette geben. Meine Leser können es sich wol denken, daß es dabei hoch herging. Ueber vierhundert Personen waren eingeladen: die Obristen und Hauptleute der kaiserlichen und der churfürstlichen Truppen, die ersten Beamten und Würdenträger, alle in Linz anwesenden Herren Stände, auch der Bürgermeister und die angesehensten Männer der Stadt. Im großen Saale war die Tafel in Hufeisenform aufgestellt, so daß sie fast ganz dessen Größe einnahm; der eine Schenkel des Triangels verlängerte sich und lief noch durch drei oder vier anstoßende Zimmer. Nur am Ehrenplatze der Tafel war einige Rangordnung hergehalten,

dort, wo Se. Gnaden der Statthalter, General Pappenheim, als Löwe des Tages, der Vicedom, der Obrist Löbel, der Obrist Cordobach und noch einige Männer ersten Ranges saßen. Außerdem mischte sich Alles bunt durcheinander: die Herren des Friedens in ihren zierlichen Festkleidern aus Sammet oder schwerem Seidenstoffe, mit den steifen, blüthenweißen Halskrausen und den gewichtigen Goldketten um den Nacken, und die Männer des Krieges in ihren Lederkollern und hohen Reiterstiefeln, das mächtige Schwert an der Seite. — So neugierig nun aber auch die eine oder die andere meiner schönen Leserinnen sein dürfte, zu erfahren: von den aufeinander folgenden Gängen, aus welchen Gerichten jeder einzelne Gang bestand, und auf welche Art die Speisen zubereitet waren, so muß ich dagegen mit Bedauern sagen, daß ich nicht im Stande bin, hierüber die genügende Auskunft zu geben, indem über diesen Punkt in den Quellen, aus welchen ich schöpfte, eine außerordentliche Oberflächlichkeit herrscht. Es wird wol des gebratenen Pfaues mit seinem farbenprachtschillernden Schweifrade, des wilden Eberkopfes mit dem Selleri zwischen den Hauern und einer mächtig großen Rheinlanke Erwähnung gethan, auch gesagt, daß sich die Tische unter der Last der aufgetragenen Speisen bogen, und daß die edelsten Weinsorten in Strömen flossen; aber unüberlegter Weise hat sich keiner der autentischen Schriftsteller, die mir zur Hand liegen, in

ein näheres Detail eingelassen. Mit derselben Nachlässigkeit schlüpfen sie auch über die Beschreibung des dem Bankette folgenden Abendtanzes hinweg. Sie zählen wol die Damen auf, welche dabei erschienen sind, doch diese hätten wir uns wol selbst beiläufig zusammenschreiben können, wenn wir in des Freiherrn Johann Georg Adam von Hohenek's genealogische und historische Beschreibung der Familien des Herren- und Ritterstandes in dem Erzherzogthume Oesterreich ob der Enns jene Damen und Fräuleins aufgesucht hätten, welche in dem Jahre, aus dem wir erzählen, in Linz lebten und ihrem Alter nach tanzfähig gewesen sein dürften. Dagegen erzählen sie gar nicht, welche die Königin des Balles gewesen sei, wie diese und überhaupt die Andern Alle gekleidet waren; ja, sie thun nicht einmal die geringste Erwähnung, wie und was man getanzt habe. Wir könnten, auf dieses hin, es unsern schönen Leserinnen gar nicht verargen, wenn sie in ihren Gedanken sich eine ausgezeichnete Quadrille, eine Quadrille so recht im Großen denken würden: hundert Paare oder noch mehr einander gegenüber, den Grafen Pappenheim à la tète, mit seiner in Schlachten und Reiterangriffen erkräftigten Stimme rufend: à droit — à gauche — chaine — changez les dames — — doch nein, meine Damen, wir wollen Sie in einem solchen Irrthume nicht lassen; denn finden wir auch nicht aufgezeichnet, was am 4. November des Jahres 1626 auf dem großen

Balle im Schlosse zu Linz getanzt wurde, so wissen wir es doch von anderwärts her, daß in jener Zeit weder Quadrille, noch Cotillon, auch nicht Polka die üblichen Tänze waren, sondern ein Tanz, welcher am meisten mit unserer Polonaise Aehnlichkeit hatte, da er in einem ruhigen und gemessenen Umzug im Saale bestand. Die Musiker schritten voran, dann kam der Vortänzer und seine Dame, und darauf Paar um Paar der lange Zug der Tanzenden. Die Damen schritten ehrbar und züchtig einher, die Männer aber setzten ihre Füße wunderlich genug, sprangen auch bisweilen in die Höhe, klatschten mit den Händen, stampften mit den Absätzen den Takt zur Musik, drehten sich mit ihrer Tänzerin zwei oder drei Mal in einem kleinen Kreise herum — mit Einem Worte: dieser Tanz hatte zugleich auch ziemliche Aehnlichkeit mit unserm heutigen Landler, nur war er weniger heiter, weniger lebendig, man beobachtete dabei mehr Anstand und Etiquette, als „auf'n Dorf d'raußen."

Aber während wir in den Mittheilungen dieser unserer wahrhaften Geschichte jene bemerkten Lücken finden und uns, ohne eine genauere Erzählung über den weitern Verlauf der Nacht, auf einmal am folgenden Morgen bei der Waffenschau, welche der General Pappenheim über seine eigenen und die von dem Obrist Löbel befehligten kaiserlichen Truppen hielt, eingeführt sehen: so treffen wir da auf eine in das kleinste Detail

gehende Beschreibung der verschiedenen Waffengattungen und um so ausführlicher erwähnt, was der berühmte Pappenheim über die Anordnung dieser oder jener Wehre geäußert, und welche Vorschriften er den Hauptleuten für die Abrichtung ihrer Kompagnie je in ihrer Waffe gegeben habe. Da wir uns jedoch mit dessen Wiedererzählung kaum den Dank unserer freundlichen Leserinnen zu erringen hoffen, so wollen auch wir im Gegensatze zu unseren Quellen über dieses hinwegschlüpfen und nur bemerken, daß General Pappenheim mit allen Vorkehrungen sehr zufrieden war und blos das Eine zu tadeln fand, daß die Kroaten mit Copien bewaffnet waren, welche er für eine zu leichte Wehre erklärte und vor denen er den Piken den Vorzug gab.

Nach abgehaltener Waffenschau begaben er und die angesehensten Oberoffiziere sich auf das Schloß, wo, nach der Eröffnung des Herrn Statthalters, ein Gefangener, von dem man wichtige Aufschlüsse über die Anstalten im Bauernlager, über die Stärke der Rebellentruppen, über ihre Organisirung und über manches Andere erwarten dürfte, verhört werden sollte. Bevor wir ihnen aber dahin folgen, müssen wir uns nach einer Person umsehen, welche wir bereits längere Zeit aus dem Auge verloren haben. Wir meinen unsern Freund Hans von Wiellinger.

Er hatte die wenigen noch übrigen Stunden der ersten Nacht seiner Gefangenschaft so ziemlich gut ge-

schlafen, und als er erwachte, war es bereits hoch am Morgen. Es bedurfte einiger Augenblicke, ehe er sich seiner gegenwärtigen Lage bewußt wurde. Hieran war ein sehr angenehmer Traum Schuld, welcher ihm gar anmuthige Situationen und liebliche Gestalten vorgegaukelt hatte, wie es wol oft zu geschehen pflegt, daß im Traume gerade das Gegentheil der Wirklichkeit sich zeigt. Allein die ungefälligen Seiten unseres Schicksals rufen sich immer nur zu bald dem Gedächtnisse zurück, und bald ermahnten ihn das eisernvergitterte Fenster, die Riegelthüre und das ganze Aussehen des kleinen Gemaches, in welchem er sich befand, an die Wirklichkeit seiner Lage, welche ein wohlthätiger Traum wegzugaukeln übernommen hatte.

Er sprang vom Lager auf und trat ans Fenster. Er sah in einen trüben, regnerischen Tag hinaus, dichter Nebel lag über der Donau, und er konnte nur undeutlich einzelne Gestalten über die Donaubrücke hin- und hergehen sehen, die sich wie Schattenbilder ausnahmen, allmählig zerfließend, je weiter sie in der Nebelhülle sich von ihm entfernten. Er stand so längere Zeit, und wie es zu geschehen pflegt, daß der Geist des Menschen, gleichsam um sich auszuruhen, oft von ernsten, gar wichtigen Lebensfragen sich abwendet, um seine Aufmerksamkeit den unbedeutendsten Kleinigkeiten zuzuwenden, so war es bald sein einziges Bemühen, zu unterscheiden, ob die einzelnen im Nebel

erscheinenden und zerfließenden Gestalten Männer oder Frauen wären. In dieser an und für sich äußerst einfachen Zerstreuung ward er durch den Eintritt des Profoßen gestört.

Dieser, ein schweigsamer Alter, brachte ihm sein Frühstück. Vergebens versuchte unser Gefangene von ihm zu erfragen, welche weitere Verfügung über ihn getroffen werde. Der Gefangenwärter antwortete mit einem trockenen: „Ich weiß es nicht", und entfernte sich wieder, und so am Mittage, so am Abende. Unserm Wiellinger blieb also nichts übrig, als sich in Geduld zu fassen und sich mit Hinabsehen auf die Donau und die darüber führende Brücke die Zeit zu verkürzen.

Am dritten Tage nach seiner Gefangennehmung eröffnete ihm der Profoß, daß er im Auftrage des Herrn Statthalters das bisher von ihm bewohnte Zimmer mit einem andern vertauschen solle. Ueber das: „Warum?" befragt, wollte oder konnte er jedoch wieder keine andere Auskunft geben, als: „Se. Gnaden haben es so befohlen!"

Das zur neuen Wohnung angewiesene Gemach, welches sich auf der andern Seite des Ganges befand, unterschied sich von dem vorigen durch nichts, als daß dessen Aussicht, statt hinten hinaus auf die Donau, auf den Stadtplatz ging und seinem Bewohner, wenn auch keine andere Annehmlichkeit, doch diese

bot, daß er in das mitten in der Stadt herrschende bewegte Leben hineinblicken konnte, welches ihm jedenfalls mehr zerstreuende Abwechslung brachte. Zu glauben, daß es die Absicht des Statthalters gewesen sei, diese dem Gefangenen zu verschaffen, fiel jedoch unserm Wiellinger nicht ein, solchen Zartsinn traute er diesem Manne nicht zu, und darin urtheilte er auch vollkommen richtig; aber er sollte schon am nächsten Tage zur wahren Vermuthung kommen, was Herberstorf mit dieser Uebersiedelung beabsichtigt habe.

Es war am 4. November, wie wir schon erwähnten, als nach mehren nebeligen und regnerischen Tagen ein heller, sonniger Morgen über der Stadt Linz aufgegangen war. Wiellinger verließ zeitig genug sein Lager und stellte sich, nachdem er seine Toilette gemacht, wozu er eben nicht viel Zeitaufwand benöthigte, an das Fenster, in der Erwartung, es heute auf dem Stadtplatze ganz besonders lebhaft zu finden. Er hatte sich nicht getäuscht. So eben zogen die Zünfte mit ihren Fahnen und Gewerbezeichen über den Platz dem Welserthore zu, viel Volk lärmte vor ihnen her, drängte sich ihnen nach, und das eigenthümliche Getöse und Gemurmel einer eilenden und plaudernden Menschenmenge drang an sein Ohr. Aber bald war Alles um die Biegung des Thores verschwunden, einsam und verlassen lag der Platz vor seinen Blicken ausgebreitet, eine öde Stille herrschte, und nur zeitweise sah er noch

einen Einzelnen an der Häuserreihe hinauf und dann ebenfalls dem Welserthore zueilen.

Wiellinger vermochte es sich nicht zu erklären, was die Ursache der festlichen Aufzüge und das Hinauseilen der Bewohner von Linz nach der Vorstadt sein könnte; aber noch mehr war er in Verwunderung versetzt, als das Geläute der Glocken auf allen Thürmen begann und dazwischen die Stückschüsse fielen.

Da trat der Gefangenwärter mit dem Frühstücke ein. Das sonst ernst vor sich hinstarrende Auge des alten Invaliden leuchtete heute ganz hell, und in seinen Mienen war eine freudige Aufregung unverkennbar ausgedrückt.

Des Wiellinger's Neugierde versäumte es nicht, sogleich seine Fragen zu stellen.

„Der Pappenheimer kommt!“ sagte der Profoß mit Lebhaftigkeit, „und achttausend Churfürstliche mit ihm! — Nun, diese mit den Unserigen vereint, werden der bösen Bauerngeschichte wol bald den Garaus machen.“

„Wie sagt Ihr? — Graf Pappenheim?“ rief der Ritter überrascht.

„Nun ja! der Graf Pappenheim, wenn Ihr ihn so lieber nennen hört“, erwiderte der Profoß, „aber den Bauern wird der Name auch ohne den „Graf“ schon fürchterlich genug in den Ohren brummen.“

„Und er führt eine Armee gegen den Aufstand ins Land?“ fragte der Wiellinger weiter.

„Ist auch die höchste Zeit, daß die Majestäten einmal mit Ernst darein gehen, sonst schwillt den Rebellen der Kamm gar zu stark“, sagte der Profoß, und mit einer weit größern Sprachseligkeit, als der Wiellinger von dem bis zur Stunde einsylbigen Veteran erwartet hätte, erzählte er, was wir bereits wissen: von dem mit schlauer List ausgeführten Einmarsch des Pappenheim mit seinen Truppen ins Land, wie ihm heute mit frühem Morgen Se. Gnaden der Statthalter mit der ganzen kaiserlichen Armada entgegen gezogen und auf der Landstraße Alles zum Empfange des berühmten Generals festlich aufgeputzt sei. „Sie werden wol bald da sein, und Niemand wird den Einzug besser, als Ihr von Euerm Fenster da sehen“, setzte er hinzu, „habt Ihr ja doch den schönsten Ueberblick über den ganzen Platz bis zum Welserthore hinauf, und eben da kommen sie herein.“

Wiellinger versank in ein ernstes, tiefes Sinnen. Wir würden jedoch unserm Leser gar wenig zutrauen, wenn wir es noch besonders übernehmen wollten, ihm die Gedanken, welche bei dieser Nachricht die Seele des jungen Mannes beschäftigen, aufzuzählen; mochte doch selbst der schlichte Kriegsmann, welcher die Stelle eines Gefangenwärters bekleidete, davon eine ziemlich richtige Meinung hegen. Denn mit einem weit gut-

müthigeren Tone, als sein rauhes Aeußere und sein bisheriges Benehmen hätten erwarten lassen, sagte er: „Euch scheint die Ankunft des Pappenheim kein besonderes Vergnügen zu machen! — Nun, ich will es wol glauben, Ihr haltet es ja mit den Bauern, wie man sagt; aber seht, Herr! Ihr solltet umsatteln: einmal sind die Bauern nicht auf dem rechten Wege und zweitens müssen sie unterliegen. — Laßt ab von ihnen, weil es noch Zeit ist, thät' mir Leid um Euer junges Leben. Ihr scheint mir ein recht lieber Herr zu sein, so anständig und ruhig während Eueres Hierseins. Ihr seid ganz gewiß durch falsche Freunde und Versprechungen verleitet worden. Wendet Euch der guten Sache zu, der Kaiser bleibt denn doch der Kaiser, und wer sich gegen den Gesalbten auflehnt, den verläßt der liebe Herrgott; wäre mir Leid um Euch — und geschworen hat's der Herberstorfer: wer von den Rebellen in seine Hände fällt, den bekommt der Scharfrichter — Herr, noch ist's Zeit, sattelt um!"

Die mit vieler Herzlichkeit gesprochenen Worte des Alten konnten ihre Wirkung auf unsern Ritter nicht verfehlen. Er ergriff seine Hand, und sie drückend sagte er: „Ich danke Dir, guter Alter, für die Theilnahme, die Du für mein Schicksal an den Tag legst doch sei unbesorgt: ich halte es weder mit den Bauern, noch habe ich es nöthig, mit meinen Ansichten umzusatteln; aber es kann mir nicht zum Verbrechen

angerechnet werden, daß mir das Schicksal der Unglücklichen überhaupt, und insbesondere Einzelner unter ihnen, nahe geht.“

„Nun, Ihr werdet wol selbst am besten wissen, wie Eure Angelegenheiten stehen, nur seht, daß Ihr mit dem Statthalter gut daraus kommt, er macht eben nicht viel Federlesens, und, wie gesagt, es wäre mir Leid um Euer junges Leben.“

So sprach der Alte und verließ dann das Gemach.

Wiellinger, nun sich selbst überlassen, verfiel in ein immer tieferes Sinnen, aus welchem er jedoch bald durch den Lärm der Heerpauker und Feldtrompeter, welche, den Zug eröffnend, um die Ecke des Thores auf den Stadtplatz einbogen, erweckt wurde. Jetzt erschienen die kaiserlichen Dragoner, jetzt das Löbel'sche Regiment, jetzt wieder Reiter, Fußvolk, Artillerie, Lanziers, Pikenträger, alle Waffengattungen eines wohl organisirten Heeres; jetzt sprengte der General an der aufgestellten Linie herab, ihm zunächst zwei reich gekleidete Männer, denen ein ganze Schaar von Adjutanten und dienstthuenden Herren folgte — er kannte Keinen von diesen. Den Einen aber erkannte er sehr wohl: es war der Graf von Pappenheim, ganz derselbe feurige, kräftige, siegesstolze Held, ja, auch in derselben Kleidung, wie er ihn so oft gesehen — — sein Herz pochte hoch auf, seine männliche Seele regte sich: eine wohl organisirte Armee, Pappenheim an der Spitze,

welche Heeresmacht kann da widerstehen? — Aber daß ihm bei diesem Anblicke der Zustand der Bauernarmee, in so weit er ihn kennen gelernt hatte, in die Erinnerung kam, war natürlich, und eben das, was sein Herz noch vor Kurzem pochen gemacht, seinen militairischen Geist erregt hatte, erweckte jetzt gar trübe Gedanken, welche ihn auch dann nicht verließen, als die Truppen abmarschirt waren, um ihre Quartiere zu beziehen, und so den ganzen Tag hindurch.

Am andern Morgen um die gewöhnliche Zeit brachte der Gefangenwärter das Frühstück. Die andern Tage hatte er sich immer gleich wieder entfernt, heute jedoch verweilte er noch, trat ans Fenster und machte sich sonst etwas in dem kleinen Gemache zu schaffen. Dies fiel dem Ritter nicht besonders auf, sondern er dachte, das Gemüth des alten Invaliden habe sich ihm seit dem gestrigen kurzen Gespräch freundlicher zugeneigt, und das Betragen des Mannes gegen ihn sei daher weniger roh und abstoßend geworden. Uebrigens war das Dejeuner nicht so großartig, daß es nicht in Kurzem sollte beendet gewesen sein; dann aber wendete sich der Profoß dem Wiellinger zu, und mit einem Ausdrucke in den Mienen, welcher so ziemlich bei allen Leuten zu finden ist, die ein Unglück zu verkündigen haben, sagte er: „Faßt Euch, Herr, ich habe Euch sehr Unangenehmes zu eröffnen!“

„Sehr Unangenehmes?“ fragte der Ritter.

„Ich wollte nicht früher davon anfangen, um Euch den Appetit nicht zu verderben“, sagte der Andere; „aber länger will ich es Euch nicht vorenthalten; denn es ist gut, wenn Ihr die wenigen Stunden, die Euch gewährt sind, wohl benutzt, um Euch zu sammeln und zu überlegen, was und wie Ihr sprechen werdet.“

„Soll ich verhört werden?“ fragte der Ritter lebhaft.

„So ist es“, erwiderte der Profoß. „Vor einer halben Stunde erhielt ich den Befehl, Euch gegen zehn Uhr in das Schloß hinaufzuführen, wo man Euch einige Fragen vorlegen will.“

„Das ist mir sehr erwünscht“, sagte der Ritter, „so komme ich doch einmal aus diesem Verdachte und kann mit offenen und klaren Worten mich aussprechen.“

Der Gefangenwärter blickte den Ritter verwundert an; dann aber sagte er: „Wie ich mich schon gestern geäußert habe, es thäte mir leid um Euch; daher will ich Euch einen Wink geben, der Euch von Nutzen sein mag: Antwortet nicht zu schnell, sondern überlegt immer vorher, was Ihr sagen werdet, damit Ihr Euch durch keine Widersprüche verfänglich macht, und werden Fragen an Euch gestellt, die Ihr zu beantworten nicht für gut findet, so verweigert dennoch nicht die Antwort, bedient Euch aber solcher Worte, die man so und so auslegen kann. Auf diese Weise entgeht ihr der Folter — und dieser zu entgehen ist, was Ihr nur immer wünschen könnt —“

„Folter? — man wird doch nicht einen Edelgebornen der Folter unterziehen?“ fragte der Ritter mit vieler Entrüstung.

„Dürfte bei gegenwärtigen mißlichen Verhältnissen zu traurigen Ausnahmen kommen“, sagte der Profoß; „spricht man doch davon, daß selbst der ererbte Adel Keinen schützen werde, von dem es an den Tag kommt, daß er wirklichen und thätigen Antheil an der bösen Geschichte genommen habe, und daß sein Haupt so gut wie das des Bauern dem Henkerbeile oder dem Strange überliefert werden solle.“

Die Worte machten einen gewaltigen Eindruck auf den jungen Mann, er erblaßte und stand mit niedergeschlagenem Blicke vor sich hinsinnend. Der Profoß mißverstand jedoch die Wirkung, welche seine Worte hervorgebracht hatten, und gutmüthig sagte er: „Doch seid deswegen nur nicht so niedergeschlagen! — im Gegentheile, Ihr müßt jetzt alle fünf Sinne zusammennehmen, um Euch aus der Patsche herauszudiskuriren. Jetzt liegt es gerade noch an Euch; denn das dürft Ihr mir aufs Wort glauben: es ist besser, daß Ihr jetzt ins Verhör kommt, als wenn die ganze Geschichte einmal vorüber ist. Da werden so viele Verhöre vorgenommen werden, daß man mit den Meisten ganz kurzen Proceß machen wird. Da wird es heißen: gefragt — gestanden — verurtheilt; oder: gefragt — nicht gestanden — spanische Stiefel und Daumschrau-

ben — nun gestanden. Denn daß da Jeder eingesteht, was man nur immer will, und was er wirklich selbst nicht weiß, dürft Ihr mir glauben, der ich die Sache oft genug selbst mit angesehen habe. Doch Ihr seid viel besser daran, nur beobachtet Das, was ich Euch vorhin gesagt habe: durchaus keine Antwort schuldig geblieben, dann kommt es weder zu dem spanischen Stiefel, noch zu den Daumschrauben. — Also überlegt Euch Alles gut und reiflich, in zwei Stunden hole ich Euch ab."

Mit diesen Worten verließ der Alte unsern Wiellinger.

Dieser war nun seinen Gedanken überlassen. Die Worte des Profoßen, so wohlmeinend sie waren, hatten keine vortheilhafte Wirkung hervorgebracht. Er konnte sich wol denken, welche Fragen an ihn gestellt werden dürften, und in dieser Beziehung hätte er es in der That für überflüssig gehalten, sich vorzubereiten, zu überlegen, was und wie er antworten solle; wußte er sich doch von jedem Vergehen frei, und mußte nicht eine einfache Erzählung seines Handelns in der Zeit von seiner Ankunft in Oberösterreich bis zur Stunde des Verhörs jedenfalls jeden Verdacht heben, ja ihn selbst noch in das vortheilhafteste Licht stellen? Aber er dachte sich den stolzen Despotismus, die Willkür des Verfahrens, die Benutzung selbst ungerechter Maßregeln, womit der Mann, welcher sich zu seinem Richter aufge-

worfen hatte, die Untersuchung leiten dürfte, und — wir dürfen es nicht verschweigen — im Verfolge dieser Gedanken befiel ihn einige Bangigkeit. Aber ein Kampf von einigen Viertelstunden setzte ihn in den Stand, seinen Geist für das Kommende zu stählen. Ein männlich entschlossenes Herz findet in sich die Kraft, die auch vor der drohendsten Zukunft nicht bebt. „Nichts soll mich erschrecken, keine Gewalt mir etwas erpressen, was nicht volle Wahrheit ist; aber auch nichts, was Andern zum Nachtheil oder Schaden gereichen könnte.“ In diesem Vorsatze fand ihn der Gefangenwärter.

„Seid Ihr bereit, mir zu folgen?“ fragte dieser mit ernster, dumpfer Stimme.

„Ich bin bereit!“ sagte der Ritter.

„Nun, so kommt denn in Gottes Namen!“ sagte der Profoß, und er öffnete die Thüre.

Der Ritter folgte ihm auf dem Fuße nach. Drei mit Piken bewaffnete churfürstliche Soldaten empfingen ihn auf dem Gange und nahmen ihn zwischen sich. Der Profoß ging voraus. So schritten sie den im Innern des Wasserthurmes befindlichen Gang entlang, kamen zu einer eisenbeschlagenen, mit mehren Riegeln verschlossenen Thüre, welche der Voranschreitende öffnete, und durch diese dann in einen mit Holz gedeckten Gang, der nur auf einer Seite und dies in größeren Zwischenräumen kleine Zuglöcher hatte, durch welche die Tageshelle sparsam genug hereinfiel. Dieser Gang

stieg in ziemlich steiler Hebung den Schloßberg auf der Wasserseite aufwärts und war das Verbindungsmittel zwischen dem Wasserthurme und dem Schlosse. Heutigen Tages besteht dieses nicht mehr, der Thurm steht ganz isolirt, und zwischen ihm und dem zum Strafhause verwendeten Theile des Schloßgebäudes sind auf der sich steil erhebenden Anhöhe Wohnhäuser erbaut, zwischen welchen eine offene steinerne Stiege die Höhe hinanführt.

Am Ende dieses Ganges trafen sie abermals auf eine verriegelte Thüre, welche auf ein Zeichen des Profoßen sogleich geöffnet wurde. Sie traten in einen geräumigen, steingepflasterten Saal im Erdgeschosse. Ein Offizier und mehre Pikenträger schienen hier bereits die Ankunft des Gefangenen erwartet zu haben; denn ohne Säumniß schlossen sich die Soldaten an die drei früheren Begleiter des Ritters an, der Offizier, ohne ein Wort zu sprechen, stellte sich an die Spitze, und die Truppe verließ den Saal. Man schritt durch zwei kleine Höfe, dann eine breite Stiege aufwärts, wo man eine Art Vorsaal erreichte. Hier machte man Halt, nur der Offizier trat durch eine der beiden, zu verschiedenen Abtheilungen des weitläufigen Gebäudes führenden Thüren, welche jedoch hinter seinem Rücken sogleich wieder geschlossen wurde.

„Nur den Kopf nicht verloren“, flüsterte der Profoß dem Ritter zu.

„Gott wird der gerechten Sache seinen Beistand zuwenden“, sagte Wiellinger.

„Bei denen da drinnen nicht immer, fürchte ich. Ja, wenn unsere Herren oder Kaiserliche beisammen säßen —“ brummte der gut kaiserlich gesinnte Alte; aber da öffnete sich wieder die Thüre, und der heraustretende Offizier hieß den Gefangenen mit kurzen Worten ihm folgen.

Der Ritter trat in den Saal ein, welcher für diesen heutigen Fall zum Gerichtssaale erwählt worden war, in der Folge aber noch öfters zu demselben Zwecke benutzt wurde.

Viertes Kapitel.

„Der Schein ist gegen mich, doch darf ich hoffen,
Daß ich nicht nach dem Schein gerichtet werde.
— — — — — — — — — — — — —
— frei ist mein Gewissen."

Fr. v. Schiller.
Maria Stuart, 4. Akt, 6. Auft.

Das Verhörzimmer war ein großer, mehr langer, als breiter Saal, hell erleuchtet durch eine Reihe hoher, im gothischen Geschmacke gewölbter Bogenfenster, durch welche das Sonnenlicht reichlich einfiel, und welches nur durch die doppelte Reihe massiver Säulen, auf welchen das Kreuzgewölbe ruhte, in seiner Ausbreitung einigen Eintrag erlitt. Uebrigens erschien diese Halle nur um so größer und geräumiger, als sie wirklich war, da sie jeder Meublirung entbehrte, wenn wir die lange Tafel, welche mit mehren hochlehnigen Stühlen umgeben und der Länge des Saales nach aufgestellt war, ausnehmen wollen. Am obersten Ende der Tafel saß der Statthalter Graf von Herberstorf, ihm zur Rechten der General von Pappenheim, zur Linken der Vicedom Graf von Preising. Die übrigen Sitze zu beiden

Seiten nahmen churfürstliche Räthe, Offiziere und andere Herren ein, unter denen auch die Herren Dietmar von Freiling, Heinrich Wilhelm von Starhemberg und Wolf Dietmar von Grienthal zu bemerken waren. Im obern Theile des Saales, hinter dem Rücken des Statthalters, standen Adjutanten und Ordonnanzoffiziere, zwischen den Pfeilern einige Kroaten, und an einem seitwärts stehenden kleinen Tische saß ein Schreiber, bereits gerüstet, die folgende Verhandlung zu Papier zu bringen.

Der Statthalter hatte mit gutem Vorbedachte dem Verhör des jungen Wiellinger diesen Anstrich von Wichtigkeit gegeben; er wollte dadurch imponiren, weniger in Anbetracht des jungen Mannes, obwol er durch seine Aussagen manches Wichtige zu erfahren eewartete, als noch mehr in Rücksicht auf die Herren Stände, daher er auch mehre derselben aufgefordert hatte, dieser Amtshandlung beizuwohnen.

Wiellinger näherte sich der untern, allein freien Seite der Tafel, und hier stehen bleibend, warf er den Blick um sich, als ob er etwas erwarte oder suche.

Niemand sprach ein Wort. Der General Pappenheim blätterte in einem Packet Schriften, welches Situationspläne und andere militairische Zeichnungen enthielt, der Statthalter sprach leise, aber angelegentlich mit dem Vicedom, die Uebrigen blickten theils vor sich hin, theils neugierig dem jungen Manne zu.

„Ich bitte um einen Stuhl“, sagte Wiellinger zu dem Offizier, welcher ihn hierher begleitet hatte.

Diese laut und vernehmlich gesprochenen Worte bewirkten einige Sensation unter den Versammelten. Einige starrten verwundert über die Kühnheit des jungen Mannes den Statthalter an, Andere erschracken darüber und warfen wohlmeinend ermahnende Blicke dem Jünglinge zu, welche zu sagen schienen, er wolle unvorsichtiger Weise nicht den Jähzorn des Mannes, der über ihn abzuurtheilen habe, reizen; dieser hatte aber ebenfalls die Worte vernommen, und mit einem spöttischen Lächeln sagte er: „Hier zu Lande stehen Landläufer bei dem Verhöre.“

„Edelleuten und Offizieren wird jedoch ein Stuhl geboten“, sagte Wiellinger mit vieler Bestimmtheit.

Jetzt blickte der General auf. Es waren die Töne einer bekannten Stimme an sein Ohr gedrungen, und seinen Blick dem jungen Manne zuwendend, rief er nach einer Pause von wenigen Sekunden: „Rittmeister von Wiellinger! — Ihr! — Ihr seid es?“

„Ja, ich bin es!“ erwiderte Wiellinger mit einer artigen, jedoch nicht knechtisch tiefen Verbeugung, „ich bin es, mein Herr General, der hier nach Art eines gemeinen Landläufers behandelt werden soll.“

„Das ist wol nicht der Wille Sr. Gnaden des Herrn Statthalters“, sagte Pappenheim mit einem fragenden Seitenblick auf diesen.

„Wenn mein Herr Sohn, der General Pappenheim, den jungen Mann wirklich für Das anerkennt, wofür er sich ausgibt, so ändert das die Sache wol in Einer Hinsicht“, sagte der Statthalter, dem Offizier einen Blick zuwerfend, worauf dieser einem Ordonnanz-Unteroffizier leise ein Paar Worte sagte, welcher dem Arrestanten einen Stuhl hinstellte.

„Aber zum Henker, Rittmeister!“ sagte Pappenheim erstaunt, „wer hätte es damals, als wir das letzte Mal beisammen waren, gedacht, daß wir uns so wiedertreffen würden. Es war bei Acqui, nicht wahr, Herr von Wiellinger?“

„Ganz Recht, Herr General, bei Acqui“, erwiderte Wiellinger.

„Ihr sprengtet mit Eurer Escadron ein ganzes Regiment der französischen Infanterie, von Lesdiguières selbst befehligt“, sagte Pappenheim mit glänzendem Auge.

„Es wäre wol nicht so leicht geschehen, wenn die Leute zweckmäßiger bewaffnet gewesen wären“, erwiderte Wiellinger.

„Recht, Freund, sie hatten keine Piken! — Hört Ihr, Herr Vater, Herr von Wiellinger sagt, was ich sage: Piken! Piken! — Das sind die Waffen fürs Fußvolk, um Reiterangriffe aushalten zu können. Nun, wir Beide können wol ein Urtheil abgeben! — — Doch, zum Henker auch, jetzt möchte ich aber wissen, wie mein

Kamerad in Arrest und Untersuchung kommt?" setzte er rasch und etwas unwillig hinzu, wobei er sich dem Statthalter zuwendete.

„Ihr werdet wol wissen, daß Achaz von Wiellinger das Oberhaupt der Rebellen ist?" sagte dieser.

„Und? —" sagte der General.

„Sein Sohn hier gegenwärtig", bemerkte der Statthalter.

„Hat der Sohn für das Vergehen des Vaters einzutreten?" fragte der General.

„Als Theilnehmer desselben wol", erwiderte der Statthalter, dem man es ansehen konnte, wie ihm die intime Bekanntschaft seines Stiefsohnes mit dem Gefangenen eben nicht sehr gelegen kam.

„Theilnehmer? — Das kann nicht sein!" rief Pappenheim schnell.

„Und doch!" erwiderte der Statthalter.

„Welchem ich widerspreche!" fiel Wiellinger schnell ein.

„Sehr kühn — vielleicht etwas zu kühn gesprochen", sagte der Statthalter mit zorniger Aufwallung.

„Recht, Freund Wiellinger!" rief der General, wer den Muth hat, mit einer Escadron ein ganzes Regiment anzugreifen — ob es nun mit Piken bewaffnet ist oder nicht, wie es damals war, Ein Regiment bleibt doch immer eine hübsche Zahl Leute, die auch nicht die Hände in die Tasche stecken — nun, ein Solcher darf

wol auch den Muth haben, vor einer Versammlung, wie die unserige, zu sagen: es ist nicht wahr! — wenn ihm eine Unwahrheit an den Hals geworfen wird!"

„Wogegen wir jedoch gültige Beweise haben", sagte der Statthalter, und mit vieler Hoheit sich aufrichtend, fuhr er fort: „Mein Herr General Pappenheim, wir haben auf Euer Wort hin dem jungen Manne eine andere Behandlung angedeihen lassen, als sie sonst Einer, der solcher Verbrechen beschuldigt ist, zu erwarten hat, nun aber hoffen wir, daß Ihr Euch des überwiesenen Verbrechers nicht weiter annehmen werdet, und wenn er sich auch früher als ein noch so tüchtiger Reiteroffizier erwiesen hat. — Schade genug, daß ein Solcher auf Abwege dieser Art gerathen kann."

„Nun, so nehmt denn Euer Verhör nach langweiligem Gebrauche vor", sagte Pappenheim unwillig, und die gekreuzten Schwerter auf der Stirne begannen sich ziemlich dunkel zu färben, „ich will weiter keine Einsprache thun." Ein dem Wiellinger zugesendeter Blick sagte aber im Gegentheile: „Ich lasse Dich doch nicht sinken, der Du mit Einer Escadron ein ganzes Regiment geworfen hast."

Daß Wiellinger sich eines solchen Beistandes bewußt war und um so muthiger Dem entgegen sah, was kommen werde, ist wol erklärlich, und mit festem Blicke sah er jetzt dem Statthalter ins Angesicht. Dieser aber begann:

„Es liegen mehre Beweise vor, daß Ihr thätigen und kräftigen Antheil an den Unternehmungen des in vollem Aufruhre stehenden Bauernvolkes genommen habt. Läugnen wäre Thorheit, wo es schlagende Beweise gibt. Das Beste ist, Ihr gesteht Euer Vergehen, wo wir dann wol in Betracht Euerer Jugend, in Betracht, daß Ihr in Erfüllung Euerer Sohnespflicht zu weit gegangen seid, auch selbst auf Anempfehlung unsers Herrn Sohnes" — setzte er mit einem schmeichelhaften Blicke hinzu — „Nachsicht pflegen und milde strafen wollen; doch macht Euch auch dieser Milde verdienstlich und sagt uns jetzt, was Euer Vater und sonstige Anführer der Rebellen weiter im Plane haben, erzählt uns von den auswärtigen Verbindungen, Correspondenzen, und was für fremden Anhang sie haben. Es wird darüber so viel gesprochen, Ihr werdet doch ganz gewiß das Wahre zu sagen wissen."

Unser Ritter, wol ermessend, wie jedes vorschnelle Wort der Mißdeutung ausgesetzt war, hatte vor seinem Eintritte in das Verhörzimmer den Entschluß gefaßt, in jeder seiner Antworten sehr langsam und vorsichtig zu sein, und so sagte er nach einer kleinen Pause: „Bevor ich auf das Letzte eine Antwort gebe, steht es zu beweisen, daß ich an den Unternehmungen der Aufrührer wirklich Antheil genommen habe; ich ersuche daher ein löbliches Collegium, mir die schlagenden Beweise aufzuzählen."

„Der heutige Tag ist nicht dazu bestimmt, Euch in ein förmliches Verhör über Das, was Ihr gethan oder nicht gethan habt, zu nehmen und dann über Euch richterliches Urtheil zu sprechen“, sagte der Statthalter, „dazu ist jetzt noch nicht die Zeit, da muß erst die ganze Geschichte zu Ende sein, da müssen wir bereits alle Rädelsführer in Händen haben. Nun, die Zeit ist wol nicht mehr so fern, wo verhört, confrontirt, damnirt und executirt werden wird, und auch an Euch, Herr von Wiellinger, wird die Reihe kommen. Doch heute wollen wir nur einiges Nähere über Conspiration, Correspondenz und Weiterverzweigung erfahren. Ihr könnt uns Auskunft geben, und wenn Ihr es freiwillig thut, so gewiß nicht zu Euerm Schaden; thut Ihr es aber nicht, so gibt es wol Mittel — —“

Er dehnte die letzten Worte absichtlich, brach plötzlich ab und warf dabei einen bedeutsamen Blick dem jungen Ritter zu. Dieser entflammte aber in hoher Zornesröthe, und jede Vorsicht, jede Klugheit vergessend, brach er in die heftig gesprochenen Worte aus: „Herr Graf — Ihr droht mir? — O, ich verstehe wol, was Ihr sagen wollt; aber ich erwidere Euch, Ihr dürft nicht zu weit gehen. Ich appellire an den Ausspruch der Herren, welche mit Euch hier zu Gericht sitzen. Ihr dürft selbst nicht einmal im Tone der Drohung gegen einen Offizier und einen Edelgebornen von Dingen Erwähnung machen, welche — —“

„Offizier und edelgeboren?“ fiel der Statthalter ins Wort; „der Rebell gegen seinen Landesherrn verliert den Offizierscharakter, und sein Wappen wird von dem Scharfrichter zerbrochen.“

„Ich fordere Genugthuung für diesen Angriff auf meine Ehre!“ rief der Ritter, „als Offizier und Kavalier, so gut als Ihr selbst!“

„Nun, das wäre eine neue Sitte“, sagte der Statthalter, eine höhnische Ruhe affectirend, welche beleidigender war, als sein sonst gewöhnliches rauhes Aufbrausen, „ein Hochverräther fordert Genugthuung als Offizier und Kavalier!“

Der Ritter sprang von seinem Sitze auf. „Hochverräther? — Ich fordere gesetzmäßige Anklage und Darlegung der Beweise, sonst erkläre ich dieses Gericht als ein seine Gewalt mißbrauchendes und fordere vor ein von Sr. Majestät, meinem gnädigsten Kaiser, eingesetztes gestellt zu werden.“

Sämmtliche Beisitzer sahen sich überrascht an. Pappenheim blickte ruhig vor sich hin, es war ihm anzusehen, daß er mit dem Betragen seines Kriegskameraden vollkommen einverstanden war und nur noch einstweilen warten wollte, wie weit die Verhandlung gedeihe, bevor seine Einsprache nöthig würde. Herr Heinrich Wilhelm von Starhemberg richtete sich aber etwas auf und sagte: „Herr Statthalter! wir müssen eingestehen, daß der Ritter von Wiellinger vollkom-

men das Recht hat, jene Beweise zu fordern, welche Euch den hart beschuldigenden Ausspruch thun ließen."

Der Statthalter warf dem Sprecher einen wüthenden Drohblick zu. „Wie die Herren Stände sich doch stets der Ihrigen annehmen!" sagte er scharf. „Aber ich sage Euch ja, daß der heutige Tag nicht zu einem Verhöre über Geschehenes bestimmt ist —"

„Dann ist aber auch Herr Ritter von Wiellinger nicht als Verbrecher zu behandeln", sagte Starhemberg mit Festigkeit, „so lange nicht, bis die Beweise seines Verrathes vorgelegt werden.

„Ist er doch auch nicht im offenen Aufstande ergriffen worden", entgegnete jetzt der Freiherr von Grienthal.

„Im offenen Aufstande?" rief der Statthalter, „was bedeutet denn wol in Euern Augen das Ertapptwerden bei geheimer Zusammenkunft mehrer Uebelgesinnter?"

„Die Natur ihrer Zusammenkunft hat sich wol zu ihren Gunsten constatirt", antwortete Starhemberg.

„Besonders weil zwei Hauptrebellen sich flüchtig davongemacht haben", sagte der Statthalter; „aber weil die Herren denn so viel auf Beweise halten: was urtheilen sie von einem Manne, welcher in einer Dorfschenke mit dem Schwerte in der Faust an der Seite rebellischer Bauern churfürstlich baierischen Dragonern gegenüber getroffen wird, der, nachdem mehre Dörfer niedergebrannt, die katholischen Einwoh-

ner ermordet, ihre Priester mißhandelt worden sind, in einer Generalversammlung der rebellischen Schurken das große Wort führt, von einem Manne, der noch kampfglühend und eben aus der Schlacht im Pramwalde kommend, von einem Dragonerpiket aufgegriffen wird, der sich gegen den Kommandanten von Lambach einer Sprache bedient, die schon an und für sich den Strang oder im mildesten Falle die Kugel erwirkt hätte? Was haltet Ihr von einem Manne, der es vorzieht, sein Heil in der Flucht zu suchen, anstatt sich vor einem Kriegsgerichte vor jeder Verdächtigung zu reinigen? — welcher dann hierher kommt, um die Aufträge zu vollziehen, die ihm sein ehrenwerther Vater, der Oberfeldhauptmann der Rebellenarmee, gegeben hat? — Nun, meine Herren Stände, bedürft Ihr der Beweise noch mehre? — Und wer wagt es, den Ueberwiesenen noch als Offizier und Kavalier anzuerkennen? — wer wagt es, mir Einsprache zu thun, wenn ich zu Gunsten der guten Sache alle Mittel anwende, um zu Geständnissen zu kommen, und sei es auch — die Daumschraube, der eiserne Stiefel?!"

Mit einem triumphirenden Blicke sah der Statthalter jetzt im Kreise herum, beschämt saßen die Herren und blickten vor sich hin, aber der Angeklagte wandte sich mit einem freien, selbst etwas spöttischen Lächeln dem Statthalter zu, und nach einer kleinen Pause sagte er mit Ruhe: „Gut, Herr Statthalter, die Anklage ist gesche-

hen, aber auch nur die Anklage, die Beweise fehlen immer noch. Nun aber erwidere ich auf Dieses hin: die mich beschuldigenden Thatsachen sind theils unwahr, theils verdreht, theils erfunden. Folgendes gebe ich dagegen in Anwesenheit dieser vielen achtbaren Herren zu Protocoll. — Bringt meine Aussage zu Papier, Schreiber!" rief er dem schwarzgekleideten Manne zu, welcher mit der Feder in der Hand am Seitentische saß.

„In Wahrheit, eine ganz schöne Art, sich zu benehmen!" sagte der Statthalter, und mit einem Drohblicke sich dem jungen Manne zuwendend, fuhr er fort: „Vergeßt nicht, daß Ihr vor einem förmlichen Kriegsgerichte steht, daß dessen Präses Adam Graf von Herberstorf ist, und daß Frechheit Euere Schuld nicht wegwaschen wird."

Wiellinger schien aber auf keine weitere Einsprache achten zu wollen, sondern begann im erzählenden Tone dem Schreiber in die Feder zu sagen. Dieser tauchte den Kiel zu verschiedenen Malen in das Dintenfaß, bisweilen einen fragenden Blick dem Statthalter zusendend, welcher, die Arme über die Brust gekreuzt, sich in seinen Stuhl zurückgelehnt hatte und nun mit seinem stolzen Blicke den jungen Mann betrachtete, welcher, die eine Hand auf die Lehne des Stuhles, die andere auf den Tisch gestützt, das Gesicht dem Schreiber zugewendet, diesem zurief: „Nun, schreibt!"

Pappenheim bog sich jetzt seinem Schwiegervater

zu, einige Worte flüsternd. Der Statthalter entgegnete etwas, aber der Pappenheimer rückte näher und wurde dringender in seiner Zusprache — — „Schreibt!“ herrschte der Statthalter dem Schreiber zu.

Wiellinger dictirte in kurzen Sätzen, scharf und bezeichnend, einfach und wahr, was sich mit ihm seit seiner Ankunft in Oberösterreich bis zu dem Augenblicke, wo er dem Hauptmanne von Schmelzing übergeben worden war, zugetragen hatte. Der Auftrag in der Schenke, wofür er sich auf das Zeugniß des Rittmeisters, Grafen von Porzia, berief, erhielt nun freilich ein ganz anderes Licht, als ihm der Statthalter gegeben hatte; aber ebenso auch sein Zusammentreffen mit den aufständischen Bauern auf dem Lueferhofe, sein zufälliges Eintreffen zu Starhemberg kurz nach der Pramwalder Schlacht und seine Gefangennehmung durch den Wachtmeister Wölfel. Daß er gesucht hatte, von Lambach durch die Flucht zu entkommen, erklärte er dahin, daß er keinem gut constituirten Kriegsgerichte, sondern der rohen Willkür eines zornentbrannten Hauptmannes auszuweichen für zweckmäßig erachtet habe. Er hielt es nicht für nothwendig, über die Art seines Entkommens nähere Erklärung abzugeben, und was sein Eintreffen bei der Zusammenkunft einiger Herren Stände auf dem Auhofe bei Linz betraf, so gab er dasselbe zu Protocoll, was er schon damals mündlich dem Statthalter gegenüber geäußert hatte, wobei er auch mit kurzen

Worten seine Ansicht über das unglückliche Unternehmen der Bauern und seinen stets treu bewahrten Vorsatz, Alles für die gütliche Beilegung des Aufstandes zu thun, nie aber ein thätiger Theilnehmer desselben zu sein, aussprach.

Wir haben schon gesagt, daß unser Ritter den Entschluß gefaßt hatte, vorsichtig über jedes Wort, was er aussprach, zu wachen, und in diesem Sinne war denn auch die kurze Vertheidigungsrede, welche er dem Schreiber in die Feder dictirte, abgefaßt.

Mit dem Ausdrucke der Theilnahme und des Wohlgefallens horchten ihm die meisten der Beisitzer, besonders die Herren Stände zu. Die äußere Erscheinung des jungen Mannes, das freundliche Entgegenkommen des berühmten Pappenheim, nicht minder die offene, freie Sprache des Angeschuldigten hatten die Gemüther Aller gut für ihn gestimmt. Nur der Statthaltrr saß in seinem Stuhle zurückgelehnt, die Arme verschlungen, die Augen halb geschlossen und die Lippen übereinander gebissen, und horchte der Vertheidigungsrede mit stillem Ingrimme zu, daß er nicht seine stolze Gewalt in vollster Ausdehnung zeigen konnte, sondern sich durch die Einsprache seines Stiefsohnes, mit dem er es doch eben jetzt am wenigsten verderben konnte und wollte, genöthigt sah, seiner Anmaßung und Willkür einige Schranken zu ziehen. Als aber der Ritter zu Ende war, da öffnete er die Augen wieder, und mit einem

Lächeln sagte er gar spitz: „Der Herr Ritter windet sich wie eine Schlange, die sich bemüht, der Faust, die sie ergriffen hat, zu entgehen. Ich frage aber jetzt, wie und auf welche Art war es Euch möglich, aus dem festen und mit wachsamen Posten besetzten Lambach zu entkommen?"

Der Ritter blickte überrascht vor sich hin. Wir finden es ganz natürlich, weshalb er Anstand nahm, dieses „Wie" hier offen mitzutheilen; die Andern, wir meinen Die, welche davon nicht wußten, waren bestürzt; denn so wenig es auch von Wichtigkeit an und für sich sein konnte, dieses „Wie" in Frage zu bringen, so sahen sie doch, wie der Statthalter darin einen neuen Anhaltepunkt suchte, den Gefangenen zu verdächtigen. Herberstorf betrachtete sich den jungen Mann mit durchbohrendem Blicke. Nach einer kleinen Pause des Nachdenkens sagte aber Wiellinger: „Dieses Wie? kann ich nicht zu Protocoll geben. Von so geringer Wichtigkeit es aber auch ist, so will ich doch, um dem Verlangen Sr. Gnaden des Herrn Statthalters nachzukommen, es einem oder zwei Herren im Geheimen sagen." Er warf einen fragenden Blick im Kreise herum; doch schnell sprang Pappenheim von seinem Sitze auf. „Und wenn ich es wäre?" fragte er rasch.

„Euch vor Allen am liebsten", sagte Wiellinger.

Die Beiden traten in eine Fenstervertiefung. Rasch und leise erzählte Wiellinger.

Der General erhob drohend seinen rechten Zeigefinger und sagte lächelnd: „Dem Mars war Cupido zu Hülfe gekommen!"

Der Ritter erröthete.

Der General wandte sich aber dem ganzen Collegium zu und sagte mit festem Nachdrucke: „Herr von Wiellinger hat recht gesprochen, zu Protocoll kann er es nicht geben, auf welche Art er aus Lambach entwichen ist; ich gebe aber mein Ehrenwort, ich Heinrich Gottfried Graf von Pappenheim, gebe mein Ehrenwort, daß dieses „Wie?" nicht den leisesten Zweifel an all' dem Andern, was er zu Protocoll gegeben hat, erwachen läßt. — Euer Gnaden Herr Statthalter wird mit meiner Aussage zufrieden gestellt sein?" setzte er, sich diesem zuwendend, hinzu.

„Vollkommen!" antwortete dieser, etwas überrascht; dann aber sich dem Wiellinger zuwendend, sagte er: „Und hiermit sei die heutige Sitzung aufgehoben. Daß jedoch Euere Aussage allein ebenfalls nicht genügt, wir auch dafür Beweise benöthigen, werdet Ihr, als Einer, der auf dem Rechtswege sich so kundig zu bewegen weiß, wol einsehen. Ich glaube nicht, daß das Ende der ganzen Angelegenheit so sehr in weitem Felde steht, dafür wird wol mein Herr Sohn, der General Pappenheim, Sorge tragen. Bis dahin aber wird sich Herr Ritter von Wiellinger wol die Beschränkung seiner Freiheit gefallen lassen müssen."

Er erhob sich rasch und trat an ein Fenster, welches in den Hof hinausging. Seinem Beispiele folgten mehre seiner Offiziere.

Wiellinger sagte aber mit vieler Bestimmtheit: „Ich würde auch nie wünschen, freigelassen zu werden, wo noch irgend ein Zweifel an meiner Aussage klebte, und ich nur gleichsam auf dem Gnadenwege davonkäme. Ich bleibe dort, wo es der Herr Statthalter für gut finden, doch ersuche ich vor Allem, das von mir Angegebene von einigen Herren unterfertigen zu lassen."

Der Statthalter wandte sich rasch vom Fenster um. Läge es in der Macht auch nur Eines Auges, einen betrachteten Gegenstand zu Asche zu brennen, so wäre es jetzt gewiß das Auge des Statthalters gewesen.

„Das finde ich ganz billig", sagte Pappenheim, und er ergriff sogleich die Feder, um zu unterfertigen.

„Hierher, Ihr Herren!" sagte er zu Starhemberg, Grienthal und einigen der höher gestellten Offiziere.

Sie unterfertigten.

„Und hierher Euern Namen", sagte er zum Wiellinger.

Auch dieser unterzeichnete; dann aber sich artig gegen alle Anwesenden verbeugend, verließ er, in Begleitung des Offiziers, welcher ihn hierher gebracht, den Saal, um seinem Kämmerchen im Wasserthurme zuzugehen.

„Auf baldiges Wiedersehen, mein wackerer Kriegskamerad!" rief ihm Pappenheim nach.

Fünftes Kapitel.

„Von vorn und von den Flanken faßten wir
Sie jetzo mit der ganzen Reiterei
Und drängten sie zurück zum Graben, wo
Das Fußvolk, schnell geordnet, einen Rechen
Von Piken ihnen starr entgegen streckte.“

Fr. v. Schiller.
Wallenstein's Tod, 4. Aufz., 10. Auft.

Es war sehr schnell zur Kenntniß des Herrn Achaz von Wiellinger gekommen, daß es der List Pappenheim's gelungen, die liguistischen Truppen nach Linz zu führen, um sie hier mit den Kaiserlichen zu vereinigen. Der Oberfeldhauptmann des evangelischen Heeres ließ sogleich neuerdings durch das ganze Land ein scharfes Aufgebot ergehen. Alles, was Waffen tragen konnte, mußte mitziehen, sonst wurde mit Mord und Brand gedroht. Er wußte nur zu gut, mit welch' einem Gegner er jetzt zu thun habe, und wenn er auch immer noch großes Vertrauen auf die bestehende Ueberzahl seiner Truppen gegen die vereinigte kaiserlich-churfürstliche Armee setzte, so wollte er doch nichts unterlassen, um seine Macht zu verstärken.

Er theilte sein Volk in drei Haufen. Der eine,

unter dem Kommando des Hauptmannes Bernhard Becker, hielt Vöcklabruck besetzt; der zweite, von dem Prädikanten geführt, sollte sich der Stadt Gmunden bemächtigen, welche noch in den Händen der Kaiserlichen war; mit dem dritten Armeecorps postirte er sich selbst in der im Donauthale gelegenen befestigten Stadt Efferding. Auf diese Weise hoffte er seinen Gegner nach drei Seiten hin zu beschäftigen und dessen Kräfte zu zertheilen. In dieser Beziehung hatte er jedoch falsch gerechnet.

Am 8. November brachen der General Pappenheim und der Obrist Löbel mit beiden Armaden von Linz auf, und in musterhafter Ordnung verfolgten die verschiedenen Truppenabtheilungen eine und dieselbe Straße, die nämlich, welche von Linz nach Efferding führt.

Man war dieser Stadt auf einer Meile Weges nahe gekommen und hatte Nachtquartier gemacht.

Mit frühem Morgen erhoben sich die Soldaten der vereinigten Armee voll Muth und in der kampflustigen Hoffnung, daß es heute wol zu einem Treffen kommen werde.

Der General traf seine Eintheilung. Zwei Geschwader Dragoner unter dem Reiterobristen Cordobach und zwei Abtheilungen Fußvolk, von dem Obristlieutenant von Buttberg geführt, machten mit Zugabe von sechs Stück Geschütz den Vortrab aus; den linken Flügel bildete der Obrist Löbel mit den kaiserlichen Truppen,

der General Pappenheim mit der Ligue Volk den rechrechten; den Nachtrab, aus tausend Mann Musketieren bestehend, kommandirte Seine fürstliche Gnaden von Holstein; die Artillerie stand unter dem Befehle des Kapitäns de la Tore.

Die in dieser Ordnung aufgestellte Armee rückte vorwärts, machte aber nach einem kurzen Marsche wieder Halt.

Es war ein unfreundlicher Tag. Zerrissene Wolken wurden von einem raschen, aber nicht wilden Winde dahingetrieben, kein Sonnenschein ließ sich sehen; die Atmosphäre war jedoch eher lau, als kühl zu nennen, zeitweise war selbst ein ganz warmer Luftstrom zu verspüren, der jedoch ebenso schnell, als er gekommen, wieder mit einem kühleren wechselte.

Die Colonnen hielten schon längere Zeit an. Da kam der Obrist Löbel über das Feld gesprengt. Er näherte sich dem General, welcher von Offizieren umgeben auf einer kleinen Anhöhe hielt und in die vor ihm liegende Gegend hinausblickte.

„Es wird Regen geben, Herr General“, sagte der Obrist nach höflicher Begrüßung.

„Wir müssen es nehmen, wie es kommt“, erwiderte Pappenheim, „man kann sich die Witterung für einen Schlachttag eben nicht immer auswählen.“

„Mein Vorschlag wäre, vorzurücken und Efferding zu nehmen“, sagte Löbel, ein sehr erfahrner

Offizier, dem es wol zustand, seine Meinung auszusprechen.

„Ich schlage mich lieber auf freiem Felde", erwiderte der General, seinen Blick von einem Punkte des vor ihm liegenden Terrains nicht wegwendend.

„Ein Regen wäre aber sehr mißlich, besonders für das Geschütz", meinte der Obrist.

„Ich erwarte mir von diesem ohnedies nicht die größte Wirkung", sagte der General, „solch' irreguläres Volk, wie das ist, mit dem wir hoffentlich bald zu thun haben werden, ist stets mehr zum Handgemeinwerden aufgelegt, und da müssen die Donnerbüchsen doch nur stumme Zuschauer abgeben. Dabei verlasse ich mich auf die Piken, nun, das Regiment meines Obristlieutenants von Buttberg habe ich in deren Handhabung, trotz der kurzen Zeit, daß wir beisammen sind, tüchtig geschult, sie werden ihre Schuldigkeit thun."

„Wenn die Rebellen nur nicht vorziehen, uns hinter den Mauern von Efferding zu erwarten, statt zu uns herauszukommen", sagte der Obrist.

„Das werden sie nicht", erwiderte der General mit vieler Sicherheit, „sie sind da, ehe noch der Regen kommt."

Der Obrist sah den Pappenheimer mit einem zweifelhaften Blicke an. Dieser aber lächelte und sagte: „Seht einmal dorthin, Herr Obrist, seht Ihr nicht, wie lebendig es da im lichten Gehölz zugeht? —

meint Ihr wol, daß sich die Leute dort umhertreiben, um Vogelnester auszunehmen? — Ich glaube nicht."

Der Obrist blickte dem etwa eine Viertelstunde Weges entfernten Gehölze zu. „Bei Gott! da geht es rührig genug zu!" rief er.

„Auf Eueren Posten, Herr Obrist!" sagte der General, „es wird bald los gehen!"

Der Obrist sprengte an die Spitze seiner Truppen.

Das kleine Gehölz, von welchem der General Erwähnung gethan, lag in der Ebene, aber zwischen zwei Höhen hineingeschoben und überdies noch von dichten Hecken umgeben, so daß es wirklich als ein von der Natur befestigter Punkt anzusehen war. Als einen solchen mochte es auch der Bauern-General gewürdigt und daher beschlossen haben, es als natürliche Verschanzung der festen Stadt Efferding zu benutzen. Achttausend Mann, darunter zweitausend zu Pferde, waren unter dem Kommando des Obristwachtmeisters Schlotter hier aufgestellt. Wiellinger selbst mit einer noch stärkern Macht stand etwa eine Viertelstunde Weges hinter dem Gehölz und eben so weit von Efferding entfernt, wo gleichfalls eine starke Besatzung lag.

Das rege Leben, welches in dem kleinen Gehölze herrschte, blieb jedoch nicht lange mehr der gesammten Armee der regulären Truppen verborgen; denn es sprengten einzelne Reiter hervor, schossen ihre Faustpistolen

gegen den Vortrab ab und begaben sich dann wieder schnell ins Gebüsch zurück.

„Zum Teufel auch!“ sagte der alte Reiterobrist Cordobach zu dem Kapitän de la Tore, dem er nahe geritten war, „wie lange sollen wir uns denn noch von den Burschen hänseln lassen? — Da stehen wir eine volle Stunde und sehen in den Ameisenhaufen hinein, ohne uns rühren zu dürfen. — Auf was wartet denn der Pappenheimer?“

„Es wird dunkel werden, ehe wir es uns versehen“, sagte der Artillerie-Kapitän; „auch läßt der Wind nach, und dann haben wir Regen.“

„Und die Kerls ziehen ab und stecken sich hinter die Mauern von Efferding; wie kann ich mir dann Revange für den Pramwald nehmen?“ brummte Cordobach unwillig.

Da sprengte ein Reiter mit verhängtem Zügel die Anhöhe herab, auf welcher der General hielt, dem Vortrabe zu.

„Die Büchsenmeister sollen den Feinden einen guten Abend wünschen, befiehlt der General!“ so rapportirte der Ordonnanzoffizier dem Artillerie-Kapitän.

„Nun, Jupiter tonans, zeigt Euer Kunststück“, sagte der alte Cordobach lachend zu dem Artillerie-Offizier; „aber wenn nicht jeder Schuß wenigstens zehn Mann dieser Schambermiliz zu Boden wirft, und nicht nach dem vierten Knall Eurer Falken das Volk da drinnen

einen Psalm herunterplärrt, so erkläre ich Euch für einen Pfuscher."

„Amen!" erwiderte de la Tore, ebenfalls lachend.

Die Falkonets wurden gerichtet — freilich langsamer, als ein solches Manöver heutigen Tages ausgeführt wird — und: Prrrr! sauste eine schwere Stückkugel in das Gehölz hinein, — Prrrr! folgte eine zweite, — eine dritte, — vierte. Im Baumschlag krachte es tüchtig, mächtige Stämme schlugen nieder, die Wipfel der stattlichen Bäume beugten sich zur Erde nieder; aber nicht nur Holzwerk hatte die weithin ausgreifende Gewalt des schweren Geschützes erreicht; das Geheul der Verwundeten, das Geschrei einiger Hunderte, welche den Psalm 125: „Die auf den Herrn hoffen, die werden nicht fallen, sondern ewiglich bleiben wie der Berg Zion!" angestimmt hatten, das Feldgeschrei der Muthigen, der Zuruf der Anführer und Hauptleute, Alles vermengte sich zu einem wilden, chaotischen Tumulte.

„Brav, Jupiter tonans!" rief Cordobach fröhlich, „Eure Brummer haben ihre Schuldigkeit gethan, und ich setze meinen Stutzschweif da an die Hauspostille eines dieser lutherischen Plärrer; — jetzt kommen sie aus ihrem Schlupfwinkel heraus. — Heda, Kameraden!" rief er seinen Dragonern zu, „festgesessen, zusammengehalten, gleich werden wir zeigen müssen, daß auch wir auf der Welt sind. Schwadron! — Rechts geschaut!"

6*

Der alte Reiterobrist hatte ganz recht geurtheilt. Mit der ihnen eigenthümlichen Wuth stürzen jetzt einige Tausende der Bauern zu Roß und zu Fuß aus der linken Flanke des Gehölzes hervor, gerade auf die baierischen Truppen los. Die Falkonets empfangen sie kräftig, nicht minder eine Generaldecharge der beiden Kompagnien Fußvolks. Aber sie achten nicht Derer, die in ihren Reihen schwer getroffen zu Boden sinken, in wilder Wuth stürmen sie vorwärts. Die Kroaten senken ihre Copien zum todbringenden Empfange der Heranstürmenden, aber wie Binsen brechen die leichten Wehren. „Ist es doch gewesen, als wenn man mit lauter Felsen zu thun gehabt hätte", schrieb Pappenheim in dem Schlachtberichte an seinen Stiefvater.

Jetzt kommandirt der alte Cordobach zum Einhauen. Die Gewalt der in Masse anrückenden Schwadronen trennt die Haufen der Rebellen; die Infanterie rückt, zu Quarrés formirt, vorwärts; schon sind die Angreifenden einige Schritte zurückgedrängt — doch die Falkonets müssen schweigen, die Infanterie hat sich verschossen, die Copien der Kroaten sind gebrochen, die Bauern drängen sich auf einzelne Haufen zusammen und setzen sich, ihre mit langen Eisenspitzen versehenen Prügel gar wohl gebrauchend, kühn den Dragonern entgegen. Die Pferde der ersten Reihe fallen, schwer getroffen, oder brechen im Schmerze der erlangten Wunde aus, die Schwadronen sind in Unordnung gebracht — —

Da erhielt der linke Flügel den Befehl des Generals, in rascher Schwenkung den hart bedrängten Vortrab zu unterstützen. Obrist Löbel kommandirte — doch eben da stürzen aus der rechten Flanke des Gehölzes andere Tausende von kampfeswüthigen Bauern hervor, und Reiter und Fußvolk wirft sich in Masse auf die Kaiserlichen. Obrist Löbel mußte schnell seinen Entschluß ändern — hatte er doch jetzt für sich selbst zu sorgen.

„Hat also“, berichtete der General Pappenheim, „mit seinem Volke sie ritterlich und gut angegriffen, und nach einem starken Fechten, da sich die Bauern nicht wie Menschen, sondern wie die höllischen Furien gewehrt, viele Pferde erstochen und viele Reiter verwundet, endlich aber auf seiner Seite zurückgeschlagen. Sie haben sich aber zu unterschiedlichen Malen wieder gestellt und ihr Rabenhaupt theuer genug verkauft, bis sie endlich ganz und gar von ihm in das Hölzl getrieben und in demselben erst recht viel niedergehauet sind worden.“

Daß der Obrist Löbel die Oberhand gewonnen und die ihm Gegenüberstehenden bis in das Gehölz zurückgedrängt hatte, brachte jedoch dem am linken Flügel hart bedrängten Cordobach gar keinen Vortheil, da dieser es mit einer vollkommen abgesonderten Schaar zu thun hatte. Hier focht Schlotter mit den „schwarzen Bauern.“ Der General ließ noch einige Ge-

schwader Dragoner vorrücken. Zwar drängte der Anprall der gut Berittenen und Schwergerüsteten für den ersten Anfall die Haufen der Bauern zurück, aber bald gewann ihre überlegene Zahl wieder die Oberhand, und mit verdoppelter Wuth durchbrachen sie auch die Reihen der Neuangerückten. Jede Ordnung war gelöst, und es konnte nicht leicht ein Bild treffender das Wort „Handgemenge" bezeichnen, als jetzt vor dem Blicke Pappenheim's der Kampf der Seinigen mit den Schwarzen: Mann gegen Mann, Faust gegen Faust wurde das Gefecht fortgesetzt. Die unnütze Lanze ward weggeworfen — Schwert, Pistolen, Keule entschieden Alles, und solch gemischter und verworrener Knäuel von Churfürstlichen und von Rebellen wälzte sich, wol fünfhundert Schritte weit, gerade dem Hügel zu, auf welchem Pappenheim hielt. Dazu krachte Kanonendonner vom linken Flügel herüber, und über all' dem Lärm des Geschützes, dem Geschrei der Kämpfenden, dem Trompetengeschmetter, dem Musketenfeuer und den Pistolenschüssen konnten sich die lautesten Stimmen der Kommandirenden nicht mehr verständlich machen. Ueberdies wälzten sich dichte Rauchwolken über den Knäuel von Kämpfern hin, so daß dem Blicke des Generals nichts mehr sichtbar war, als das näher und näher Rücken eines Convoluts von Streitenden.

„Kapitän Elsenheim!" donnerte Pappenheim, zornentbrannt, die Churfürstlichen weichen zu sehen, dem

neben ihm haltenden Offizier zu, „das Fußvolk vor, mit gestreckten und geschlossenen Piken, im Sturmschritt, mir nach! — wir wollen mit einem eisenbespickten Keil den Knäuel auseinander treiben!“ Und den Federhut tief in die Stirne drückend, daß die beiden hochroth aufglühenden gekreuzten Schwerter bedeckt wurden, und das Schwert über seinem Haupte schwingend, sprengte er die Anhöhe hinab. In flüchtiger Eile folgten ihm die Offiziere seiner Umgebung, im Sturmschritt die Fähnlein Fußvolks mit gestreckten Piken, und in der That wie ein Keil drang die in geschlossenen Reihen sich haltende Masse in den verworrenen Knäuel der Kämpfenden ein.

Noch immer war der hohe Federbusch des Reiterobristen Cordobach zu sehen, bald hier, bald dort. Inmitten der feindlichen Schaaren vollbringt der alte Kämpe Thaten, die an die Ritterzeiten erinnern — doch jetzt schwankt der Busch, — er senkt sich, — zwei wüthende Bauern sind an ihm, — ein schwerer Schlag hat seinen Arm getroffen, — der eisenbeschlagene Kolben des Andern fällt mit ganzer Wucht auf das greise Haupt, — ein wiederholter Schlag soll dem muthigen Kämpfer das Garaus geben: aber mit gespaltenem Kopfe sinkt der schwarze Bauer zu Boden — — das Schwert des Pappenheimers trifft, wo es trifft, zum Tode. „Schönen Dank, Herr General!“ ruft der alte Dragoner, und schnell sich wieder aus der ersten Be-

täubung erholend, schlingt er den Zügel um den gelähmten linken Arm, und wieder zischt sein Schwert durch die Luft. „Zieht Euch zurück, Ihr seid verwundet!“ ruft Pappenheim ihm zu. — „An das zu denken, ist jetzt nicht an der Zeit!“ ruft der greise Held, und wüthend haut er ein.

Da rücken aus dem Gehölze zwei Kompagnien hervor. Obrist Löbel, seinerseits im Vortheil, hat sie abgeschickt, um die hartbedrängten Churfürstlichen zu unterstützen. Die Bauern sind von zwei Seiten angegriffen. „Also durch Hülfe der Infanterie, vornehmst aber, und meisten Theils durch die Piken hat Gott seine Gnad gegeben“, so lautet es in dem schon erwähnten Berichte Pappenheim's, „daß durch strenges, langwährendes und zweifelhaftes Fechten, da sie schon bis an unsere Artillerie gewesen, wie auf die Weis sie unsere Reiterei getrieben, sie wieder zurückgeschlagen worden. Aber daß ich einen Bauer hätte fliehen, oder seinen Kolben hätte wegwerfen gesehen, weiß ich mich nicht zu erinnern, sondern allein Fuß für Fuß fechtend retirirt, bis endlich unsere Reiterei und Fußvolk gar zu stark überhand genommen, und ihrer gewiß über Tausend auf dem Platz niedergearbeitet worden. Nicht weniger, vermeine ich, sind auch von den Kaiserlichen niedergehaut worden; daß also unser Herr Gott uns eine schöne Viktorie wohl disponirter und ohne sonderbaren Schaden verliehen hat.“

Trompeten schmetterten, Trommeln wirbelten, die zerstreuten Dragoner und Infanteristen sammelten sich um ihre Standarten und Fähnlein, schnell genug war die Ordnung der an Disciplin gewöhnten Truppen wieder hergestellt, die Schwadronen der Reiter, die Kompagnien des Fußvolks hatten sich gereiht.

„Artillerie vor!" kommandirte der General. Die Mörser, Falkonets und Feldschlangen wurden dem Gehölze gegenüber aufgestellt.

„De la Tore säubert uns das Terrain", sagte Pappenheim, und wieder sausten die schweren Stückkugeln in das Gehölz hinein. Im Baumschlag krachte es wieder gar tüchtig, mächtige Stämme schlugen nieder; aber es war nicht mehr das Geheul der Verwundeten, nicht das Geschrei der ihren Psalm Absingenden, nicht das Feldgeschrei der Muthigen zu vernehmen — nur eitel Holzwerk traf die weithin ausgreifende Gewalt des schweren Geschützes.

„Ha, es sind ihrer ein Paar Tausende weniger geworden", sagte Pappenheim, „und die Uebriggebliebenen haben sich zwischen die Mauern von Efferding zurückgezogen. Doch wir wollen ihnen nach und sie aus ihrem Mauseloche treiben."

„Das Fußvolk marschirt in Kompagnien getheilt, drei, vier Mann hoch, wie es sich gerade auf den Wegen trifft, die das Holz durchschneiden; die Kavalerie deckt die Flanken; de la Tore sieht zu, daß er uns

nachkommt; der Herzog von Holstein folgt im Doppelschritt!"

So kommandirte der General, Adjutanten sprengten nach rechts und links, das Kommandowort der Obristen und Hauptleute war zu vernehmen, die Evolutionen geschahen mit Schnelligkeit und Präcision, unter lärmender Feldmusik und im Doppelschritt war das kleine Gehölz durchschritten.

Da, jenseits diesem, auf der freien Ebene, die sich bis an die Mauern der Stadt hin erstreckt, stand das zweite Heer der Bauern unter dem Befehle des Wiellinger's aufgestellt, aber entmuthigt durch die Niederlage ihrer Brüder, deren eine weit geringere Anzahl, als sie ausgerückt, aus dem bei zwei Stunden andauernden Treffen zurückkehrten, zeigten die Uebrigen nicht besondere Lust, sich mit den Truppen des Pappenheimers einzulassen. Vergebens waren die Bitt- und Drohworte ihres Oberfeldhauptmannes, der sich nach allen Kräften bemühte, ihnen Herz zu machen. Als jetzt die Kompagnien mit gesenkten Piken, die Dragoner mit geschwungenen Säbeln auf allen Wegen aus dem Gehölze hervorbrachen, als die lärmende Feldmusik ertönte, einige Dechargen fielen, als man sah, wie die abgetheilten Haufen zu größeren Colonnen sich vereinten: da hielten die Bauern nicht länger mehr Stand: ohne Kommando schwenkten ihre Kompagnien rechts um, und in einem rascheren Schritte, als sie sonst anzunehmen

pflegten, marschirten sie auf Efferding los. Wiellinger knirschte mit den Zähnen, biß sich die Lippen wund, aber konnte er mit etwa tausend „schwarzen Bauern“, die Einzigen, welche ihrem Eide getreu blieben, Stand halten? — Er hoffte, daß der morgende Tag wol wieder ein anderer sei, und fügte sich in den Drang der Nothwendigkeit. Die ganze Armada zog auf Efferding zu — doch da brausten die Dragoner auf ihren flüchtigen Pferden einher, wüthend hieben sie ein, auseinandergesprengt wurden die hinteren Reihen der Davonziehenden. Wol setzte man sich hier und da wieder in einzelnen Trupps, aber an einen allgemeinen Kampfe war nicht zu denken. „Viele der flüchtig gewordenen Bauern ertranken in der Donau, da sie sich auf einer Insel zu retten vermeint; die andern, die den nächsten Weg auf Efferding geloffen, haben sich darinnen errettet“, so berichtet Pappenheim.

„Zu diesem ist die Nacht gekommen“, fährt er fort, „derowegen die ganze Armada zusammen gebracht, und bei obbemeldetem Hölzlein über Nacht losirt, mit dem Vorhaben, am andern Morgen das Stadtel anzugreifen und zu nehmen; aber um halbe Nacht kamen die Bürger von Efferding zu uns heraus und präsentirten die Schlüssel, brachten auch die Nachricht, daß die Rebellen geflohen seien und die ganze Stadt verlassen, auch fünf große Stück hinterlassen hätten. Also haben wir den 10. November Morgens dieselbe in

Besitz genommen, und nachdem wir den Herzog von Holstein mit guter Besatzung allda gelassen, noch denselben Tag mit der Armade fortgerückt und also nach verrichteter erster Impressa nach Gmunden gezogen.“

Sechstes Kapitel.

„Steig' auf die Warte dort, die nach dem Feld'
Hinsteht, und sag' Uns, wie die Schlacht sich wendet."

Fr. v. Schiller.
Die Jungfrau von Orleans, 5. Aufz., 11. Auft.

Am Saume eines kleinen Gehölzes, welches auf dem Rücken einer mäßigen, die Stadt Gmunden überragenden Anhöhe hinläuft, saß in den dunklen Nachtstunden des 12. Novembers eine Gruppe von Männern um ein großes Wachtfeuer herum, dessen trübe Glut die Angesichter der Herumsitzenden gar unheimlich beleuchtete. Durch die Baumstämme loderten die Flammen von noch vielen andern Feuern; die Nacht war kalt, und die hier auf der Höhe postirten Abtheilungen des Bauernheeres hatten die passendsten Vorsichtsmaßregeln getroffen, um den Frost aus den Gliedern zu treiben. Hierzu gehörten außer den brennenden Holzstößen auch die mit Most gefüllten Fässer und die Branntwein enthaltenden Lederschläuche, denen denn auch abwechslungsweise fleißig zugesprochen wurde.

Die auf dem erwähnten Platze versammelten zwölf oder fünfzehn Personen waren nach Gemüth und Cha-

rakter so verschieden von einander, als man es sich nur denken kann. Da war der streng lutherische Bauer, der, um für die Aufrechthaltung der reinen Lehre des Evangeliums zu kämpfen, sich dem Aufstande angeschlossen hatte; dicht neben ihm saß der rohe Bursche, der an dem wilden Treiben der Rebellion seine Lust fand; da war der herrenlose Soldat, welcher den regelmäßigen Dienst mit kleinem Solde verlassen hatte, einsehend, daß der Aufstand der Bauern in Oberösterreich ein gewinnreicheres Mittel sei; da war tiefer Ernst, jubelnde und ausgelassene Fröhlichkeit, Bigotterie, Beutelust und Mordgier auf den einzelnen Gesichtern ausgedrückt. Alle hatten jedoch den Einen Sinn, morgen bei dem Sturme auf Gmunden tüchtig auszuhalten. Schon sechsmal war der Angriff zurückgeschlagen, morgen mußten sie als Sieger in die Stadt einziehen, so hatte ihr Feldhauptmann eben noch zu ihnen gesagt, und auf glücklichen Sturm des kommenden Tages wurde mancher Becher Most, manches Glas Branntwein geleert.

Etwa fünfzig Schritte von dieser Gruppe entfernt stand, an einem Baumstamme gelehnt, ein einzelner Mann, eine hohe, schlanke Gestalt — es war Leonhart der Prädikant und Feldhauptmann des Bauernheeres im Lager bei Gmunden. Er hatte die Arme ineinander geschlungen und blickte sinnend in die Gegend hinaus, die vor ihm ausgebreitet lag. Es war, wie schon

gesagt, sehr kalt, und eine dumpfe Stille lag über der Gegend, nur unterbrochen durch das zeitweise Gelärm der von dem Einzelnen nicht sehr entfernt zechenden Bauern, und durch ein leises Gemurmel, welches aus dem Thale zu ihm heraufdrang. Es kam von den vielen hier zunächst der Stadtmauer aufgestellten Bauernhaufen. Die den Traunsee umgebenden Berge waren mit Schnee bedeckt, der Boden überall mit einem leichten weißen Duft gleichsam überhaucht; dieses aber, im Verein mit den vielen allenthalben flackernden Wachtfeuern, verbreitete trotz dem, daß sich kein Lüftchen regte, um durch ein Auseinanderziehen des Wolkendunstes die Sterne hervortreten zu machen, doch jenes gewisse Halbdunkel, welches uns entferntere Gegenstände sichtbar werden läßt, aber dann durch Vergrößerung und Verzerrung ihrer eigentlichen Gestalt meist undeutlich oder auch völlig unkenntlich. Das Bestreben des jungen Mannes war aber wirklich nicht, sich von entfernteren oder auch näheren Gegenständen Kenntniß zu verschaffen, sein Hinausstarren in die weite Nachtgegend nur ein sich Ergehenlassen seiner Gedanken, und hierzu bedurfte er nicht des Sternenlichtes, noch sonst einer grelleren Beleuchtung der Landschaft vor sich.

Es waren mit ihm, seit wir von ihm das letzte Mal erzählten, einige Veränderungen vorgegangen, und wenn wir fürs Erste von seinem Aeußern Erwähnung machen wollen, so müssen wir sagen, daß er einen glänzenden

Brustharnisch mit Rückentheil und Schulterblättern über einem bis an die Kniee reichenden schwarzen Talar trug. Dieser, sowie die beiden weißen Leinewandstreifen, welche von der Halsbinde weghängend auf dem Harnisch lagen, ließen auf seine Würde als Prädikant schließen, während der Krempenhut mit langer schwarzer Feder, die Reiterstiefeln und das mächtige Schwert an seiner Seite, nebst dem Stahlpanzer ihn als Krieger bezeichneten. Er hatte diese Kleidung vorzüglich seiner Umgebung wegen gewählt. Für sie mußte er die Würde des Predigers und des Feldhauptmannes auch schon in seinem Aeußern zur Schau tragen. Auf diese Weise beherrschte er sie in zweifacher Richtung, und dies war recht oft nöthig. Was nun die mit ihm vorgegangene Veränderung in anderer Beziehung betrifft, so war er sehr wortkarg geworden, meistens war er, vor sich hinstarrend, in tiefe Gedanken versunken, und nur von Zeit zu Zeit, wenn ihn etwas auf den Verdacht brachte, daß der Eifer seiner Anhänger zu ermatten beginne, daß Einige Miene machten, die Waffen niederzulegen, oder im Bauernheere Zweifel entstanden: dann brach seine gewohnte Beredsamkeit hervor in feurigen Worten, dann riß sie aber auch wieder alle Herzen mit sich fort.

Er hatte in seinem Benehmen etwas Geheimnißvolles und Feindliches angenommen; man erzählte im Heere Manches von ihm, was nicht mit natürlichen

Dingen zugehen konnte; er war bei mehren Angriffen, welche die Garnison von Gmunden auf das Bauernlager unternommen hatte, und auch jetzt bei der einige Tage hindurch andauernden Belagerung der Stadt stets dort, wo die Meisten als Opfer gefallen und Viele verwundet worden waren, und doch vollkommen unversehrt geblieben. Hunderte hatten es gesehen, daß die Kugel von einem großen Geschütz ihn auf die Brust getroffen hatte, aber ohne ihn zu verletzen wieder zurückgeschlagen war: Alles dieses hatte zu Folge, daß der ganze Haufe mit einer Ehrfurcht, die nicht ohne Beimischung von Furcht war, zu ihm aufschaute.

Leonhart stand, wie gesagt, mit verschränkten Armen, den Rücken an einen Baum gelehnt, und blickte in das Grauen der Nacht hinaus. Er stand lange, es waren gar ernste Gedanken, die ihn beschäftigten. — Viele von dem Heere des Achaz von Wiellinger, gestern und heute eingetroffen, hatten von der Niederlage bei Efferding, von dem Rückzuge des zwanzigtausend Mann starken Heeres, das durch achttausend unter Pappenheim geschlagen worden war, erzählt, der Anzug des sieggekrönten Generals gegen das Lager bei Gmunden war gewiß, und umsonst hatte er seit mehren Tagen getrachtet, sich hier festzusetzen. Morgen mußte er in Gmunden einziehen! — und wenn nicht? — Wie wollte sein Heer in offener Feldschlacht gegen den Pappenheimer sich halten? und wie dann, wenn er mit dem Wiellin-

ger gleiches Schicksal erfuhr? — wo bleibt die versprochene Unterstützung von Christian, von Mannsfeld? Jetzt, jetzt muß sie kommen, oder Alles ist verloren — auseinander gejagt, zerstreut, vernichtet ist das Heer der Evangelischen — Pappenheim, im Dienste des falschen Götzen, ist ein gewaltiger, ein furchtbarer Kämpfer!

Er drückte die rechte Hand an die Stirn und murmelte vor sich hin: „Wie mich der Kopf schmerzt! — Sollte ich etwa die Vorzeichen eines wilden Fiebers verspüren? — Das wäre schrecklich! — Wer würde diese Leute führen, wer sie zum Kampfe ermuntern, zur Ausdauer ermuthigen, wer, wenn mich Krankheit darnieder hielte? — Nein, nein! ich muß aushalten bis auf den letzten Augenblick; und ich will aushalten, treffe mich auch dann, was da immer komme!"

Er drückte den Hut tief in die Stirn, und mit der trotzigen Haltung, mit dem festen Schritte der Resignation ging er am Saume des Gehölzes hinab. Am äußersten Ende desselben lag eine Hütte. Er trat in das niedere, düstere Gemach, die ehemalige Wohnstube des Besitzers derselben, ein. Eine trübe, brennende Kienfackel, welche in eine Fuge der Bohlenwand gesteckt war, verbreitete kaum so viel Licht, daß man die Gesichtszüge einiger hier versammelten Männer wahrnehmen konnte. Da aber Leonhart selbst erst vor Kurzem die Stube verlassen hatte, so wußte er auch, wen er

jetzt hier traf, und so trat er sogleich dem hintersten und am wenigsten erhellten Winkel zu, wo auf der um den mächtigen Ofen herumlaufenden Bank und dem hierauf ausgebreiteten Bund Stroh ein Mann ausgestreckt lag. An dem Kopfende dieses ärmlichen Nothbettes saß ein Anderer, welcher sich gemächlich auf dem an und für sich harten Sitze eines aufgestellten Zweieimerfasses niedergelassen hatte und jetzt mit an die Wand zurückgelehntem Kopfe, weit auseinander gestellten Füßen, und über dem umfangreichen Bauche gekreuzten Fingern zu schlummern schien.

„Wie geht es dem Verwundeten?“ fragte Leonhart den Sitzenden mit Theilnahme.

„Schlecht genug“, antwortete dieser, welcher kein Anderer, als der uns bekannte Bauerndoctor war. „Die Kugel habe ich ihm freilich aus der Achsel gezogen, aber die verdammte Pike hat ihm die halbe Haub'n vom Schädel abgestreift, Haut und Haar, und wie ich erst bemerkt habe, ein Stück vom Knochen auch mitgenommen.“

„Ist er bei Verstand?“ fragte der Prädikant weiter.

„So halb und halb“, erwiderte Luef. „Erst hat er einen Trunk Most begehrt. No, der kann ihm nicht schaden, ist guter, alter Aepfelmost, treibt durch und nimmt die Hitze vom Kopfe; aber gleich darauf hat er mit mir zu wörteln angefangen, daß ich ihm die frisch genetzten Binden um den Kopf gelegt habe.“

„Sind auch verdonnert kalt gewesen“, sagte Veitl, der Schwerverwundete, „was braucht's das Eiswasser, friert mich eh' wie ein nasser Hund.“

„Das ist's Fieber, Veitl, das verstehst Du nicht“, bemerkte Luef mit Salbung, „so eine Blessur und kein Fieber! — na, das wär' ja gar nicht zu denken.“

„Fieber? — Geh' und plausch nicht, Du Hansnarr!“ fuhr Veitl auf, „wo soll denn bei mir ein Fieber herkommen? — wegen den kleinen Streifer auf'm Schädel? — No, wär' nicht übel; morgen bin ich doch auf der Höh', und wenn mir der Baier mit seiner Pike vor die Händ' kommt, so will ich ihn doch gewiß — —“

Erschöpft sank er auf das Strohlager nieder, von dem er sich mit halbem Körper erhoben hatte.

„Ruhig, Veitl, ruhig“, besänftigte der Prädikant, „und bist Du auch morgen nicht mit dabei, so bleibt der Luef hier bei Dir, und Ihr Zwei betet fleißig, daß uns der Herr beistehe gegen die Philister.“

„Nein, nein! — ich muß mit — Philister! — Piken! — meine Baßgeige! — meine Baßgeige! — Wo ist sie? — aha! die hat der Franzl. Du, Franzl, stimm' an! — des Herberstorfers Tanz. Was? kennst Du des Herberstorfers Tanz nicht? — Aften kommst Du gar noch an 'n Galgen!“ So murmelte der Verwundete in abgebrochenen Worten und Sätzen vor sich hin, mehr und mehr in tiefen Schlaf verfallend.

Der Prädikant empfahl dem Luef auf das Eindringlichste, alle mögliche Sorge für den braven Kameraden, als den er sich bei allen Gelegenheiten erwiesen hatte, zu verwenden, und dann sich den übrigen in der Stube Anwesenden, Hauptleute im Heere, zuwendend, sagte er: „Ich will in der Kammer ein paar Stunden ruhen. Ich habe mehre Tage nicht geschlafen. Morgen wird es einen heißen Tag geben; aber, wie meine innere Stimme spricht", sagte er mit einem frommen Blicke nach oben, „so wird die Sonne uns als Sieger zulächeln. — Freunde, gute Nacht! — Weckt mich, wenn etwas vorfällt, oder wenn ein Bote ankommt."

Mit diesen Worten wandte sich Leonhart und ging in die anstoßende Kammer mit festem, kräftigem Schritte und aufrechter Haltung, jetzt schon als Sieger sich seinen Leuten zeigend. Aber als er das kleine Gemach erreicht hatte, warf er sich mit einem tiefen Seufzer auf die Kniee nieder, und die beiden Hände hoch erhebend, flüsterte er ein inniges Gebet. Immer inniger und flehender, immer ängstlicher wurde seine Andacht, Thränen träufelten unter seinen langen, schwarzen Wimpern hervor, schwer hob sich seine Brust, stöhnend drangen die Worte zwischen den bebenden Lippen hervor — — erschöpft sank er endlich auf das Bett nieder, welches in dem kleinen Gemache für ihn aufgerichtet worden war.

Es war ungefähr drei Uhr Morgens, als Leonhart,

der in einen unruhigen Schlaf verfallen war, von einem der Hauptleute geweckt wurde.

„Der Chrisostl von Hopfgarten will mit Euch nothwendig reden“, sagte der Wecker.

„Was bringt er?“ fuhr Leonhart schnell auf.

„Ich glaube, nichts Gutes“, erwiderte der Andere. „Hier ist er selbst.“

Der Genannte, ein Bauer aus der Gegend von Lambach, trat ein, mit ihm drängten sich fünf oder sechs Andre, welche im Bauernheere die ersten Würden bekleideten, in die Kammer; der Eine trug die Kienfackel.

„Was bringst Du, Chrisostomus?“ fragte Leonhart, der vom Bette aufgesprungen war.

„Schlechtes, Schlechtes!“ sagte der Bauer. „Der Pappenheimer hat bei Lambach Posto gefaßt, seine Leute fressen und saufen, was das Zeug haltet, und man hört nichts Anderes, als daß kein Bauer mit dem Leben davonkommen soll. Das Kind im Mutterleibe wollen sie nicht verschonen, und alle Häuser sollen niedergebrannt werden.“

„Doch nur, wenn sie Sieger sind“, erwiderte Leonhart mit dem Ausdrucke des größten Vertrauens.

„Wenn es Tag wird, brechen sie auf, und aften geht es geraden Weges hierher“, sagte der Bauer.

„Wo sie uns hinter den Mauern von Gmunden treffen sollen“, erwiderte der Prädikant mit dem Lächeln des Triumphes. „Heda! Ihr wackern Hauptleute!“

fuhr er fort, sich an diese wendend, „wir stürmen, sobald der Tag graut, rüstet Euch, rufet alles Volk zusammen, und rasch hinab unter die Mauern von Gmunden. Wenn ich hier oben die kleine Kanone abbrenne, geht der Sturm los, an allen Seiten zugleich, in einer Stunde muß Gmunden unser sein; es muß, sage ich Euch, es muß!“

Die Hauptleute — der Bote mit ihnen — verließen Gemach und Hütte.

Der Prädikant ergriff einen Becher mit Wasser, der im Fenster stand, und leerte ihn mit Einem Zuge, dann setzte er sich aufs Bett, und den Kopf in die eine Hand stützend, murmelte er vor sich hin: „Der Schmerz hat noch immer nicht nachgelassen, daher kommen wol auch die trüben, unheimlichen Bilder. So ist der Mensch: Krankheit des Körpers erzeugt Phantome — Niederlage — gefangen — geknebelt — das Beil! — Ha! bin ich nicht ein willenskräftiger Mann? — kann ich diesen Ausgeburten meines eigenen Gehirns nicht gebieten? — Sieg! — Sieg! — Sieg!!“

Mit diesen Worten stürzte er in das anstoßende Gemach hinaus. Niemand war da, als der Verwundete und der Doctor.

„Sieg! — Sieg! — Sieg!!“ brüllte der alte Veitl, „hörst Du, Luef? und ich soll nicht dabei sein?“

Er richtete sich auf.

„Ob Du liegen bleibst“, erwiderte Luef unwirsch,

und mit geringer Gewaltanwendung brachte er den Kranken wieder auf sein Lager nieder.

„Ja, Veitl — Sieg! Sieg!! so wollen wir vom Stadtplatze aus Dir herauf zurufen“, sagte der Prädikant, und dann lasse ich Dich sogleich holen; ganz bequem, auf einer Tragbahre sollst Du in Gmunden einziehen. Doch jetzt bleibt Ihr, Du und der Luef noch hier oben, und weil Ihr nicht fechten könnt, so betet fleißig.

Er drückte Beiden die Hand und verließ schnell die Stube.

„Die kühle Morgenluft wird mein Gehirn beruhigen“, sagte er zu sich selbst, „mir wird wol bald besser werden.“

Er ging einige Male hastig am Saume des Gehölzes auf und nieder.

Die auf der Höhe allenthalben umherbrennenden Feuer verlöschten, einzelne Haufen zogen thalabwärts, in ruhiger Stille, so befahlen es die Hauptleute — man wollte die Garnison von Gmunden überraschen.

Es ist bei Volksaufständen immer sehr schwer, den gemischten, undisciplinirten, von manchen Leidenschaften bewegten Haufen zu einem gemeinschaftlichen Zwecke zu vereinigen. Dieses führt auch gewöhnlich das üble Ende solcher Aufstände herbei; denn kann man auch allgemeine Anregungen geben, welche eine große Mehrzahl in einer bestimmten Richtung leiten, so sind doch

immer wieder Viele dabei, die, wenn sie auch selbst nicht einmal andern Sinnes sind, doch ihre eigene Meinung und Ansicht haben und dann keine Autorität anerkennen wollen. Anders war es im Heere, welches einmal den Prädikanten Leonhart zum Feldhauptmann erwählt hatte und ihm dann in Allem und Jedem unbedingten Gehorsam leistete. Es waren da gegen zwanzigtausend Mann beisammen, welche, in Wahrheit zu sagen, nur Einen Körper bildeten; der Hauptmann war das leitende Princip, die Seele des Ganzen, blindlings gehorchte man seinem Befehle, sein Wille war ihnen heilig, stets war jeder Einzelne bemüht, Alles genau so zu thun, wie er es wollte, und so hatte sich denn auch jetzt das ganze Armeekorps im Schweigen der Nacht mit einer beispiellosen Ruhe und Stille in einem halben Kreise um die Stadt aufgestellt, in mäßiger Entfernung von den Ringmauern und in voller Erwartung des Signals zum Sturme. Keiner sprach ein Wort zu seinem Nebenmanne, kaum daß man zu athmen wagte.

Alle Wachtfeuer waren verloschen, selbst die Natur schien das Unternehmen der Bauern zu begünstigen, es hatte sich schweres, dichtes Gewölk niedergesenkt, es herrschte tiefe Finsterniß, lautlose Stille, die einzelnen Haufen waren zusammengerückt, kein Fußtritt war mehr zu vernehmen.

Der schwer verwundete Veitl richtete sich mit hal-

dem Körper von seinem Lager auf, und mit starren Augen dem Fenster zublickend, sagte er: „Ich höre nichts, sie werden doch nicht heimlicher Weise zum Teufel 'gangen sein?"

„Was willst Du denn hören", erwiderte Luef etwas unwillig, „so bleib' doch liegen."

„Stürmen will ich sie hören, weil ich selbst nicht dabei sein kann", sagte Veitl, „sind aber langweilige Kunten, werden mit Warten die beste Zeit verthun, bis es zu spät ist."

„Schau, Veitl, Du redest ja ganz vernünftig, wie ist Dir denn?" sagte Luef nicht ohne Theilnahme. Geh', laß einmal Deinen Kopf angreifen, — — schau, schau! wie das kalte Wasser die Hitze heraus'zogen hat; wart', Veitl, ich geb' Dir einen frischen Umschlag."

„Mir ist gut, recht gut", erwiderte der Verwundete, „nur schwach bin ich, recht schwach, sonst blieb' ich wol nicht da liegen; und ich sag' Dir's, Luef, wenn ich unten wär', ging' es schon los. Ein rarer Herr, der Pastor, aber ein wenig langweilig, braucht Einen, wie ich bin, der antreibt."

„Er weiß schon, wann die rechte Zeit ist", erwiderte Luef, während er mit zarter Sorgfalt den kalten Umschlag über Kopf und Achsel seines verwundeten Freundes erneuerte.

„Schau ein wenig, Luef, ob sich unten noch nichts rührt", sagte Veitl, sich wieder niederlegend.

„Schauen soll ich? — nach was denn? — ist ja noch Alles rabenfinster“, sagte Luef etwas unwillig; aber er gewährte dennoch seinem Freunde den Wunsch und trat zum Fenster. „Siehst' es, siehst' es? da wird's ja doch schon ein wenig grau!“ rief er, ganz ein lichtes Streiferl zieht sich über'n Traunstein hin — —“

„Aften ist's auch bald Tag, und es geht los!“ rief Veitl. — „Herrgott!! daß ich nicht dabei sein kann, aber ich bin allzu schwach“, setzte er mit einem tiefen Seufzer hinzu.

Da öffnete sich plötzlich die Thüre. Der Prädikant trat herein. Sein Auge flammte, auf seinen Wangen brannte ein helles Roth, wie man es sonst nicht zu sehen gewohnt war, er war unter den Truppen herumgegangen, hatte geordnet, befohlen, zugesprochen, wie er es eben nöthig gefunden, jetzt trat er rasch in die Hütte in sichtbarer Aufregung.

„Der Tag graut, nicht eine Minute Versäumniß, Luef mache mir die Lunte glimmend!“ so sprach er in kurzen Sätzen, seine Brust war beengt, er reichte dem Angesprochenen die Lunte hin, und mit der rechten Hand die Stirn bedeckend, sagte er vor sich hin: „Mein Kopf! — mein Kopf! — es läßt nicht nach!“

Luef hatte die Lunte an der brennenden Kienfackel glimmend gemacht. Er überreichte sie jetzt dem jungen Feldhauptmanne, aber einen prüfenden Blick auf dessen

hochgeröthete Wangen werfend, sagte er: „Herr Pastor, Ihr seid krank, was ist Euch?“

„Nichts — nichts!“ rief dieser ausweichend, „der Kopf brennt wol ein wenig, aber es geht vorüber.“

„Was? — Ihr krank, und ich hier auf'n Stroh! — was wird das werden?“ rief Veitl, sich rasch erhebend.

„Bleibe, bleibe, Veitl“, entgegnete der Prädicant, „sieh nur, daß Du bald wieder auf die Beine kommst. Mit mir steht es nicht so übel. Heute halte ich schon aus, und Abends lege ich mich zu Gmunden bei guter Zeit ins Bett, der Luef gibt mir einen heilsamen Trank und morgen bin ich wieder in der Höhe, wie Einer, bin ja frisch und jung, da gibt sich so etwas schnell.“

„Will es wünschen'“ sagte Luef mit einem Kopfschütteln, den praktisch geübten Blick von der gerötheten Wange nicht abwendend.

„Bilde Dir nichts ein, Luef“, sagte der Prädikant mit einem erzwungenen Lächeln, „im heißen Kampfe vergißt sich schon das wenige Kopfweh —“

„Nehmt den Luef mit Euch, ich kann mir die Umschläge wol selber machen“, fiel ihm Veitl ins Wort.

„Nein, nein, der Luef bleibt bei Dir“, eiferte der Prädikant. — „Doch es wird schon ganz hell!“ rief er mit einem Blicke aufs Fenster. „Mit Gott denn! — betet Freunde!!“

Rasch hatte er, die glimmende Lunte in der Hand, die Hütte verlassen.

Todtenstille herrschte jetzt hier, weder der Verwundete, noch sein Arzt regten sich, Beide lauschten mit an sich gehaltenem Athem.

Da fiel ein Schuß aus schwerem, scharfgeladenem Geschütze, der Knall wälzte sich fort, zehnfach ertönte das Echo in den Gebirgen des Salzkammergutes.

„Luef, laß mich zum Fenster hin“, sagte Veitl, „ich möchte sehen, wie die Braven stürmen.“

„Ob Du liegen bleibst“, brummte Luef, „willst Du, daß die Adern frisch aufspringen, und Du im Blute schwimmend wirst?“

„Hörst Du, wie es braust?“ rief Veitl, „jetzt rühren sich die Männer, gleich wird's losgehen, ist ja auch schon ganz hell. Luef, laß mich zum Fenster.“

„Du bleibst liegen“, dominirte der Doctor, „aber erzählen will ich Dir, was ich sehe“, sagte er und schritt dem Fenster zu, von wo aus man einen herrlichen Ueberblick des unten im Thale Vorgehenden hatte. Man sah die Stadt Gmunden zu seinen Füßen liegen, und hier war ja die Bühne für das beginnende kriegerische Schauspiel.

„Herrgott! da geht es lebendig zu“, sagte Luef, „unsere Leute springen herum, als wenn sie närrisch wären.“

„Rührt's Euch, Bauern! rührt's Euch!“ rief

Veitl, „haut nieder, was kommt! — wär' nur ich dabei!“

Ein furchtbares Krachen war zu vernehmen, die Hütte schien zu wanken, und der Donner der Geschütze pflanzte sich fort in verzehnfachtem Echo.

„Das sind unsere Falken und Dirndeln!“ rief Veitl.

„Die in Gmunden sind aber auch nicht faul“, referirte Luef. „Es blitzt gewaltig heraus, haben schnell genug die Hosen g'funden, die Kunten.“

Das Zeichen zum Angriff wurde gegeben, die Trompeten schmetterten, die Trommeln wirbelten, darunter mischte sich das Geschrei der Bauern, der Ruf der die Mauern besetzenden Soldaten — ein furchtbarer Lärm — — „Ha! jetzt geht es los!“ rief Veitl, „was siehst Du, Luef, so red'!“ rief er ärgerlich.

„Ha, wie die Männer feuern“, jubelte Luef, „Blitz auf Blitz, Knall auf Knall, man sieht vor lauter Rauch nichts!“

„Das richtet nichts aus“, sagte Veitl ärgerlich, „mit dem Lärm und Geschrei fallen die Mauern nicht um, und mit dem Proddelwerk, den Buchsen, reißen sie's auch nicht zusammen. Wenn sie nicht scharf andringen, Leitern anlegen und mit Gewalt stürmen, kommen sie heute nicht weiter, als sie gestern und vorgestern gekommen sind. — Siehst Du unsern Feldhauptmann, den Pastor nicht?“

„Ich kann ihn nicht erblicken“, sagte Luef.

„Was?“ rief Veitl, „er wird doch nicht etwa unter irgend einem Baume liegen und das Fieber haben?“

„Krank ist er, das habe ich ihm erst angesehen“, sagte Luef.

„Nun, das wär' eine schöne Geschichte, ich lieg' hier wie ein angeschossener Eber und darf nicht mucksen; Dich läßt er auch nicht fort, ich weiß nicht warum, und er selbst soll jetzt vielleicht auch nicht dabei sein! — nun, das wär' nicht übel! — Hör', Luef, bind' mir den Schädel recht fest zusammen und den Säbel an die Hand, daß ich ihn nicht fallen lasse, und so wollen wir Zwei hinunter, ich will ihnen dann schon zeigen, was zu thun ist —“

„Plausch' nicht, Veitl!“ sagte Luef, „kannst ja nicht einmal auf den Füßen stehen, und willst da unten mit dabei sein — — Ha! da ist er!“ rief er erfreut.

„Wer?“ fragte Veitl.

„Nun, wer sonst, als unser Hauptmann“, erwiderte Luef, seinen Blick von jener Gegend nicht wegwendend. — „Holla! jetzt wird es Ernst“, fuhr er fort. „Er geht auf die Brücke los, einige Hundert folgen ihm — ja, ja, von dieser Seite ist es am ersten möglich!“

„Haben sie Leitern?“ fragte Veitl.

„Nichts sehe ich von Leitern, aber dort sind die Mauern niedrig, da kommen sie hinauf, wenn die Teufels-Baiern nur nicht so sakrisch feuern thäten; wie die Mücken fallen unsere Leute zusammen!“ referirte Luef.

„Laß sie fallen! — laß sie fallen!“ rief Veitl, „wenn nur Einige übrig bleiben, die hinauf mögen.“

„Was ist denn das?“ rief Luef, „das Thor öffnet sich, da wimmelt ja Alles von Baiern — —“

„Sie machen einen Ausfall?“ fragte Veitl.

„Auf der Traunbrücke stoßen sie zusammen!“ rief Luef, „der Pastor ist mitten im Gedränge — holla! da geht es zu, da wird gerauft — Mordelement! unser Hauptmann ist doch ein ganzer Mann, haut der mit seinem Sarras herum! und wie ihm die Kunten ausweichen. Jetzt drängt er sie zurück — drinnen sind sie wieder Alle. Nach! nach! Bauern — schauts, daß auch hinein kommt's; paff! da schlagen sie ihnen das Thor vor der Nase zu.“

„Ist das Thor zu?“ fragte Veitl.

„Höll'! — Sakerment! — zu ist's wieder“, rief Luef zornentbrannt, „und wie die Hunde jetzt von der Mauer herunterfeuern; der ganze Ausfall, ziemt mich, war nur eine Finesse, um dort recht einen gewaltigen Haufen Leute zusammenzubringen — jeder Schuß trifft.“

„Und unser Hauptmann — was thut unser Hauptmann?“ rief Veitl.

„Er zieht sich zurück“, antwortete Luef, „es fallen ihm doch zu viele Leute.“

„Er soll das Thor anzünden“, rief Veitl, „nur von da nicht abziehen. Hätte mich der verdammte Hund nicht so sakrisch auf den Schädel getroffen, so

säßen wir jetzt in Gmunden, das Thor auf der Brücke war mein Augenmerk."

„Haha! jetzt packen sie die Sache recht an!" jubelte Luef, „da richten sie wahrhaftig Leitern auf, dort klettert Einer dem Andern auf die Schultern. Was aber die Baiern nicht Alles daher bringen: Steine, Baumstämme, Balken. Die armen Bauern! wie die übereinander purzeln, aber brav sind sie! brav sind sie! — ist gleich wieder ein Anderer auf der Leiter."

„Weichen die Bauern zurück?" rief Veitl mit dem größten Interesse.

„Gar keine Rede!" rief Luef, „und wenn auch eine Leiter niedergeworfen wird, daß die Bauern wie die Würmer unter ihr umherkrabbeln, gleich ist sie wieder in der Höhe, und frische Männer klettern an ihr hinauf."

„Brav! brav! nur hinauf!" kommandirte Veitl.

„Ha! da sind ja ein Paar richtig oben!" rief Luef. „Paff! liegt Einer wieder unten im Graben — macht nichts! macht nichts! kommen schon Andere nach! — jetzt wird oben gerauft! — recht! Hauptmann! recht!! — jetzt die Falken und Böck und Dirndeln ihre Sachen machen lassen; — jetzt die Mauern angehen, daß es Schutt genug gibt; — holla! da fliegen ja auch schon Baiern in den Graben; ja, ja! wann es mit den Traunviertlern nur einmal zum Hosenrecken kommt, da werden die Kunten schon fliegend werden."

„Was ist's mit dem Hauptmann?“ fragte Veitl eifrig.

„Der rückt wieder gradwegs der Brücke zu“, referirte Luef. „No, jetzt kann er was wagen, es sind ihrer auf der Mauer nicht genug, jetzt kann er es wagen.“

Da ertönte in den Tumult] des Sturmes, in den Donner des Geschützes und das Geprassel des Kleingewehrfeuers hinein Trompetengeschmetter und Paukenwirbel, eine lärmende Feldmusik im Tempo des Sturmschrittes und all' der kriegerische Lärm einer eiligst anrückenden Heeresmacht. „Was ist denn das?“ rief Luef erblassend, „was ist denn das? Im Hohlwege wird's lebendig, — Fahnen, Standarten, da blitzt's und glänzt's, — Dragoner und Fußvolk, — Herrgott, da ist der Pappenheimer schon! — Aus ist's! aus ist's!“

„Der Pappenheimer!“ brüllte Veitl und sprang mit beiden Füßen zugleich von seiner Lagerstätte herab, dem Fenster zu; aber kaum hatte er zwei Schritte gethan, so sank er auch schon entkräftet in sich zusammen.

Luef eilte dem Freunde zum Beistande.

„Ich bitte Dich, Luef, hilf mir, daß ich zum Fenster komme“, flehte der Verwundete.

Luef gab seinen Bitten nach. Auf einem Stuhle am Fenster saß der alte Baßgeiger, mühsam sich aufrecht erhaltend, neben ihm stand sein Arzt, Beide blickten ängstlich dem fürchterlichen Schauspiele zu, welches sich vor ihren Augen entwickelte.

Vom Wunderberge herab schleuderten die Geschütze des Kapitäns de la Tore ihre Kugeln in die dichten Haufen der Bauern, durch den Hohlweg zogen die Truppen des Pappenheimers: Dragoner und Lanzenreiter, Kroaten und Pikenträger, in wohlgeordneten Reihen, mit fliegenden Fahnen, unter lärmender Feldmusik, eiligst genug zum Entsatze der Stadt herbei. Jenseits des heutigen Kalvariberges glänzte und schimmerte es wieder von blanken Rüstungen, Schwertern und Musketen: es war der Obrist Löbel mit den kaiserlichen Truppen. Von zwei Seiten sehen sich die Bauern angegriffen, der Prädikant erkennt die Gefahr des Augenblicks, er schwingt sich auf ein Pferd, mit verhängtem Zügel sprengt er durch die Reihen seiner Truppen. Da gibt es kein Kommandowort, da sprengen nicht Adjutanten nach rechts und links, da formirt die Infanterie keine Quarrés, macht die Kavalerie keine wohl eingeschulten Schwenkungen, aber mit einer Donnerstimme ruft der Prädikant: „Haltet Euch zusammen, Ihr Männer! in gedrängten Haufen dem Berge zu, dort, wo die Kaiserlichen kommen, wir wollen gegen Pinsdorf und dort uns festsetzen!“ Und wie er kommandirte, so ihm nach alle Unterhauptleute, jeder Einzelne, der ihn verstanden hatte — in wenigen Augenblicken war das zwanzigtausend Mann starke Heer der Bauern in Bewegung. Auf Haufen zusammengedrängt, zogen sie sich über den heutigen Kalvariberg hin, nicht in Schaden bringender

Flucht, sondern in ziemlich geordnetem Rückzuge. Sie kamen aus dem Bereiche der Kanonen, welche der Pappenheimer auf dem Wunderberge hatte auffahren lassen, und aus dem Bereiche der Geschütze, welche jetzt von den Stadtmauern aus in vollem Feuer zu spielen begannen. Der General wollte ihnen nachsetzen; aber seine Kavalerie war auf dem abschüssigen Boden, der überdieß noch von dem zerfließenden Schnee schlüpfrig geworden war, unverwendbar, und die Pikenträger und Musketiere, welche rottenweise die Bauern verfolgten, wurden von diesen sehr tapfer empfangen und erlitten durch die Ueberzahl und den wilden Muth derer, welche sie im Rücken anzugreifen vermeinten, einen solchen Verlust, daß der General es für zweckmäßig hielt, zum Rückzug blasen zu lassen.

„Das Terrain ist hier nicht günstig", sagte er zu dem an seiner Seite haltenden Reiterobristen Cordobach, „wir werden sie wol oben treffen."

„Könnte ich nur meine Dragoner herumtummeln lassen", sagte dieser; „aber hier auf der hügeligen Wiese ist nichts anzufangen."

„Wenn sich nur Löbel nicht zu weit mit ihnen einläßt", sagte Pappenheim.

Das that dieser aber auch wirklich nicht. Wol empfing er die auf ihn anrückenden Bauernhaufen mit einem Pelotonfeuer, doch mit wildem Geschrei drangen diese vorwärts, niederwerfend, was ihnen gerade in den

Weg kam, aber selbst nicht Willens, eine eigentliche Schlacht zu liefern; denn die im Rücken befindliche Heeresmacht des Generals Pappenheim, deren Nachrücken sie befürchteten, ließ sie Sorge tragen, aus einer allgemeinen Umzingelung, wie sie vermeinten, zu entkommen.

„Unsere Leute fliehen!" rief Luef, welcher von seinem Standpunkte aus nur die eilige rückgängige Bewegung des Bauernheeres beobachten konnte.

„Die Bauern fliehen!" rief Veitl in wüthender Verzweiflung, „jetzt ist Alles aus!" Mit grimmiger Hast riß er sich den Verband vom Kopfe, und mit den scharfen Nägeln seiner Finger wühlte er in der Wunde. „Jetzt ist Alles aus!" brüllte er, der Verzweifelnde, in reichem Strome floß das Blut aus den frisch aufgerissenen Adern, Todesbläße überzog seine Wange, sein Auge verglaste, und nochmals stöhnend: „Es ist Alles aus!" sank er zu Boden.

Mit einigen schnell aufeinander folgenden, kurzen, ängstlichen Athemzügen entwich das Leben dem Körper des wüthenden Parteigängers.

„Ja, es ist Alles aus!" rief Luef. Noch einen Blick warf er dem Leichname seines Freundes zu, dann stürzte er in wilder Verzweiflung zur Thüre hinaus.

Eine Schaar Kroaten näherte sich soeben der Hütte. Luef hatte seinen Säbel gezogen, die Kroaten

hielten ihm ihre Copien entgegen, mehre derselben brachen unter den wüthenden Streichen seines Säbels, zwei oder drei der Soldaten sanken todt oder schwer verwundet zu Boden, er aber fiel von zehn, zwölf Spitzen durchbohrt.

Siebentes Kapitel.

„Eilt, Feldherr, eilt, das Heer zur Schlacht zu stellen,
Die Franken rücken an mit fliegenden Fahnen;
Von ihren Waffen blitzt das ganze Thal.
— — — — — — — — — — —
Heraus ins Feld, jetzt gilt es, frisch zu fechten."

Fr. v. Schiller.
Jungfrau von Orleans, 5. Akt, 10. Auft.

Die Bauern hatten sich, in größere oder kleinere Haufen abgetheilt, auf verschiedenen Wegen bis gegen Pinsdorf zurückgezogen. Hier, auf einer sanft sich erhebenden Wiesenfläche, im Rücken eines kleinen Tannengehölzes, standen die Truppen, ausschnaubend von dem wüthenden Sturme auf Gmunden und von dem eilfertigen Rückzuge bei der Ankunft der Armee der vereinigten kaiserlichen und churfürstlichen Truppen. Leonhart, ihr Feldhauptmann, war vom Pferde gestiegen und saß jetzt auf einer kleinen Erderhöhung, müde und erschöpft von der körperlichen Anstrengung, mit welcher er den Sturm geleitet und Unglaubliches bei dem Rückzuge geleistet hatte, um die Haufen der Aufrührer von einer übereilten Flucht zurückzuhalten und sie in der Weise eines mehr geregelten Abmarsches zu

führen, zugleich auch gepeinigt von den heftigen Fieberbewegungen, welche in seinem Körper wütheten. An seiner Seite standen die Hauptleute Tobias Maier, Hans Birsche und Andere. Ueber die Wiese hin dehnten sich die Linien der Bewaffneten aus. Einige Tausende hatten sich jedoch in das Gehölz postirt, und indem man zugleich das wenige Geschütz, welches man bei dem eilfertigen Rückzuge mitzunehmen im Stande gewesen war, theils auf dem höchsten Punkte der Gegend, theils unter Bedeckung der Berittenen seitwärts des Wäldchens aufgestellt hatte, hoffte man auf diese Weise unter zweckmäßiger Benutzung des Terrains Alles gethan zu haben, um sich eine feste Position zu geben, in welcher man dann auch den Angriff des feindlichen Heeres zu erwarten entschlossen war.

Die erste Ueberraschung, durch den in so früher Zeit nicht erwarteten Anmarsch des Generals Pappenheim erregt, war vorüber, und im Bauernheere wieder all' der kühne Trotz, die muthige Entschlossenheit, das Vertrauen für die gute Sache und der Entschluß, Einer für Alle und Alle für Einen beisammenzustehen, zu bemerken, so wie es sonst unter den muthigen Kämpfern für die reine Lehre zu treffen war; und wie sie so in Reih' und Glied und in größere Haufen abgetheilt dastanden, war auf den bärtigen, wind- und sonnengebräunten Gesichtern nicht Furcht, nicht zaghafte Unentschlossenheit, sondern nur die gespannte Erwartung

ausgedrückt, von Zeit zu Zeit von dem Nachrücken des Feindes zu hören. Denn daß dieser heute noch ihnen folgen werde, war nicht zu bezweifeln, nur schien es, daß Pappenheim seinen vom Nachtmarsche ermüdeten Truppen einige Ruhe gönnen wollte, welche Zeit aber auch die Anführer der Bauern vortheilhaft benutzt hatten, um ihre Aufstellung zur Vertheidigung sowol, als auch zu erfolgreichem Angriffe zu ordnen.

Es war ein heiterer, obwol nicht ganz klarer Tag geworden. Ein dünner, nebeliger Duft war in der Luft, wie es zur Herbstzeit in dieser Gegend unweit des großen Traunsees gewöhnlich der Fall ist, welcher aber, wenn er auch die entfernten Gegenstände etwas zu dämpfen vermag, doch das Auge nicht hindert, in weite Ferne hinzuschweifen, und ebenso wenig auch die warm vom Himmel scheinende Sonne abhält, ihre Strahlen auszubreiten, wodurch eben dieser Duft einen eigenthümlich goldigen Schimmer erhält. Dem vom Fieber gepeinigten Bauerngeneral that die milde Sonnenwärme sehr wohl; denn wie er so saß und sich mit seinen Unterhauptleuten für das, was die nächste Zeit mit sich bringen würde, berieth, durchzog arger Frost seine Glieder; aber seine gewaltige Seele ließ sich nicht von den körperlichen Leiden niederkämpfen, und mit all' der Umsicht und der klaren Anschauung, welche ihm eigen war, und die als seltene Naturgabe diesen jungen Prediger zum gewandten Feldherrn erhoben hatte, gab er

seine Befehle, empfahl diese und jene Vorsichtsmaßregel, besprach Alles und Jedes, was sich etwa ereignen könnte, und wie Jedem zu begegnen sei. Die um ihn stehenden Hauptleute, obwol ihr Zusammentreten eine Art Kriegsrath vor der Schlacht sein sollte, unterwarfen jedoch so gerne ihre Meinung und Ansicht dem Urtheile des vorwaltenden genialen Feldherrntalentes ihres Obern, daß von einem Einwurfe, von einer Gegenvorstellung gar nicht die Rede war, sondern Alle nur aufmerksam zuhorchten, um ganz gewiß in dem Geiste seiner Entwürfe zu handeln und für alle Fälle gerüstet zu sein.

Es war Mittag geworden. Der Hauptmann Tobias Maier meinte, ob man nicht einzelne Abtheilungen in die benachbarten Ortschaften ausschicken sollte, um für das Heer zu fouragiren; aber Leonhart erwiderte mit einem wehmüthigen Lächeln: „Heute müssen die Leute schon einmal ohne Mittagsmahl aushalten. Um so besser schmeckt es ihnen dann zur Nacht, wen es dann noch schmeckt — —“ Aber plötzlich befiel ihn wol der Gedanke, es sei nicht recht, in so ernsthafter Sache eine scherzhafte Wendung zu gebrauchen; denn ganz ernst sagte er: „Kein Mann darf die Reihen verlassen. Ich bin überzeugt, nicht dreißig Minuten vergehen, und wir sind mit dem Pappenheimer handgemein, und da ginge jeder Einzelne ab.“

Er hatte ganz richtig vorausgesehen. — Ein ein=

zelner Reiter sprengte aus dem Gehölze gerade auf ihn zu.

Leonhart ließ ihn jedoch nicht zu Worte kommen. Er sprang rasch von seinem Sitze auf. „Sie kommen! — sie kommen!!“ rief er dem Reiter entgegen, „ich weiß es.“

Er bestieg sein Pferd, die Uebrigen, welche als berittene Hauptleute im Heere standen, folgten seinem Beispiele. Alle eilten auf ihre Posten. Er aber hielt vor der Fronte, und mit lauter, Jedem unter den Tausenden vernehmlicher Stimme sprach er: „Jetzt, Ihr Kämpfer für des Evangeliums reine Lehre, jetzt gilt es! — Sie ziehen herauf, sie, die Abtrünnigen, sie, Euere Schinder, sie, die Räuber; aber laßt Euch nicht erschrecken durch das Wiehern ihrer Rosse, durch das Blinken ihrer Waffen, durch den Donner ihrer Geschütze, und wären ihrer zehnmal mehr, als sie wirklich sind. Ihre Zuversicht ist nicht wie unsere Zuversicht, und ihr Hort nicht wie unser Hort! — Wir haben Gott nicht verlassen, und so wird auch er uns nicht verlassen! — Wir kämpfen für ihn und für seine reine Lehre, und ihm zu Ehre, zu Preis und Lob wollen wir unsere Stimme erheben nnd mit hellem Jubelgesange die Kinder Baals empfangen!“

Mit lauter Stimme begann er, und Alle, die ihn umgaben, und die auf der Höhe bei den Geschützen, und die im Gehölze stimmten ein, von zwanzigtausend Kehlen ertönte es:

„O Herr und Gott, wozu dies Schweigen?
O wolle dich den Deinen zeigen,
Die Feinde sind mächtig, die Feinde sind groß.
Erhebe dich Herr in deinem Grimme,
Zermalm' sie mit deiner ewigen Stimme,
Laß fahren die Langmuth, brich los — brich los!"

Der Gesang war noch nicht beendet, als es auf der Höhe aufblitzte. Eine schwere, gelbgraue Rauchwolke wälzte sich, da ihrem Aufsteigen die dichte Nebelluft hinderlich war, von der Anhöhe abwärts über das Gehölz hin; der gewaltige, erderschütternde Donner ertönte, die Artillerie der Bauern hatte eine volle Salve gegeben.

„Sie rücken an!" rief der Oberhauptmann Leonhart, sein Pferd wendend und mit gespannter Aufmerksamkeit dem kleinen Tannenwäldchen zublickend. In diesem wurde es bereits lebendig, es waren sich hin und her bewegende Gestalten zu bemerken, Feuer blitzten auf, einige Musketenschüsse fielen, dazwischen war das Geschrei der Bauern zu vernehmen.

„Unsere Braven scharmützeln bereits", sagte Leonhart zu Tobias Maier, welcher ihm nahe geritten war, „wir wollen sehen, ob der Pappenheimer es sich einfallen läßt, das Gehölz zu nehmen!"

Die aufgestellte Armee der Bauern stand in guter Ordnung, und diese ganze gewaltige Streitmacht blickte dem Wäldchen zu, in der Erwartung, jeden Augenblick

die in diesem zerstreuten Tirailleurs sich zurückziehen und die Truppen Pappenheim's ihnen folgen zu sehen; aber immer noch bemerkte man nur das ununterbrochene Feuer der auf der Höhe aufgestellten Geschütze und das neckende und herausfordernde Hin- und Herrennen der im Walde zerstreuten Bauern, welche dem Saume des Buschwerkes sich näherten, um ihre Büchsen auf die jenseits befindlichen Vorposten der feindlichen Armee abzufeuern, dann sich aber wieder schnell in das Dickicht zurückzogen, um von Neuem zu laden.

Dieses Geplänkel mochte wol eine halbe Stunde oder länger dauern, es schien noch immer nicht zu einem eigentlichen Angriffe kommen zu wollen.

„Will doch sehen, wie lange der Pappenheimer seine Leute wie die bemalten Scheiben auf der Schießstätte den Unserigen hinstellen läßt!“ sagte Tobias Maier mit spöttischem Lächeln.

„Das ist wol nur eine Finesse“, erwiderte der Prädikant, „er führt bei diesem Aufenthalte etwas im Schilde.“

Er blickte rundum. „Hab' ich es nicht gesagt!“ rief er, „dorthin sieh!“

Tobias Maier blickte der bezeichneten Gegend zu. Weit gegen Links, über die aufgestellten Geschütze hinaus und daher auch außer deren Bereich, ließen sich einige zerstreute Reiter erblicken, bald aber kamen über

den Hügel herauf die verschiedenen Abtheilungen der kaiserlichen Truppen in vollkommener Ordnung unter dem Klange kriegerischer Musik aufmarschirt. Es war der rechte Flügel des feindlichen Heeres unter dem Kommando des Obristen von Löbel. Die Erscheinung dieses Corps war im Vergleich zu dem aufgestellten Heere der Bauern wol ärmlich und unansehnlich, ihre Zahl erschien nur wie eine Handvoll gegenüber der langen Linie, welche auf der abschüssigen Wiesenfläche aufgestellt war; aber es lag etwas in der festen Ordnung, dem ruhigen und taktmäßigen Schritte, dem triumphirenden Schmettern ihrer Trompeten, in dem regelmäßigen Vorwärtsrücken ihrer Fähnlein und ihrer Reiterschwadronen, in der Abwesenheit von aller Hast, Verwirrung und Unruhe bei dem kleinen Heerhaufen, was eben auf die aufgestellten langen Reihen des Bauernheeres seinen Eindruck zu machen nicht verfehlte, und Einige derselben riefen: „Dort ziehen sie ja hin!"

„Ja, ja, sie wollen uns in den Rücken kommen, das soll ihnen jedoch nicht gelingen", sagte der Prädikant.

Da kamen zwei oder drei Reiter vom Wäldchen her über die Wiese gesprengt. Sie brachten wichtige Nachricht, das war ihrer Eile abzusehen.

Der Prädikant ritt dem Ersten entgegen. „Was bringst Du?" fragte er drängend.

„Die Baiern haben sich getheilt", referirte dieser

in eiliger Hast. „Ein Theil zieht sich gegen Neuhofen hin, der andere gegen den Aurachbach zu, außer'n Hölzel halten grad nur noch ein paar hundert Mann, die fleißig hereinfeuern.“

„Ihr haltet Euch im Hölzel bis auf den letzten Mann, mit den Andern wollen wir anbinden!“ rief der Prädikant. Die Reiter wandten schnell um und sprengten mit verhängtem Zügel nach verschiedenen Richtungen dem Wäldchen zu, um allenthalben den Befehl des Feldhauptmannes zu verkünden. Ein lebhaftes Feuer begann am jenseitigen Saume des Gehölzes.

Leonhart ritt wieder zurück. „Hauptmann Maier“, sagte er zu diesem, „die Kaiserlichen rücken dort gegen Neuhofen, Du greifst sie an, nimmst die aus den Pfarreien Gschwandt, Lindach, Roitham und alle die jenseits der Traun; mit den Andern ziehe ich gegen die Aurach hinab, dem Pappenheimer zu. Wer von uns zuerst fertig wird, kommt dem Andern zu Hülfe. Gott wird helfen!“

Tobias Maier sprengte an die Spitze der ihm bezeichneten Bauernhaufen. In toller Eile rückten sie dem rechten Flügel des vereinigten Heeres zu, im Sturmschritt, in Reihen und ungeordneten Haufen, unter fürchterlichem Gebrülle ihres Schlachtrufes und unter dem frommen Gesange der Gottesfürchtigen. So warfen sich die Kämpfer für die reine Lehre gleich wilden Thieren auf die geregelten Truppen des Obri-

sten von Löbel. Sie wurden von einem kräftigen Kleingewehrfeuer empfangen. Hunderte fallen, aber dieses erhöht nur die Wuth der Anstürmenden, das Schlachtgeschrei tönt fort, Falkonets und Kleingewehre thun das Ihrige, die Dragoner machen auf ihren wohlgeschulten Pferden die schönsten Schwenkungen und Angriffe, ein Wald von vorgestreckten Copien und Piken soll die wüthenden Bauern zurückscheuchen, aber es erhöht nur ihren Muth, die Masse erdrückt den kräftigen Widerstand der wohl Exercirten, die Quarrés sind gesprengt, die Linien durchbrochen, das Geschütz ist wirkungslos, Mann gegen Mann wird gefochten, Sensen, Kolben und eisenbeschlagene Prügel werden geschwungen, kein Kommandowort wird mehr vernommen. Vergebens bemühen sich die Offiziere, ihre Züge in Ordnung zu erhalten, die Truppen beginnen zu weichen, der Schlachtruf der Bauern ertönt wilder und wilder, ihr Angriff wird immer kühner. Die Kaiserlichen halten nicht länger mehr Stand, in wilder Eile geht es über Berg und Thal und Feld, die Bauern ihnen nach; bald ist es kein geregelter Rückzug mehr, dieser ist zur eiligen Flucht geworden. So geht es fort, eine Viertelstunde Weges geht es so fort, bis unter die Mauern von Gmunden. Wol werden hier die Verfolger von den Geschützen und Musketen der auf den Wällen Befindlichen empfangen, Hunderte fallen wieder, aber nichts lähmt den Kampfesmuth der Bauern. Löbel hat sich

mit den Seinigen unter den Schutz der Mauern retirirt. Tobias Maier, der Bauernhauptmann, hatte einen glänzenden Sieg erfochten: da gedenkt er seiner weitern Aufgabe, der Heeresabtheilung unter dem Befehle des Prädikanten zu Hülfe zu eilen, aber nur mit vieler Mühe kann er seine Leute zusammenbringen. Diese stöbern plünderungssüchtig nach reicher Beute umher, sie sind Sieger und gedenken nicht weiter ihrer Brüder und Gefährten im gleichen Kampfe. Endlich, nach Stunden, hat er seine Truppen gesammelt, er eilt, die den Kaiserlichen abgenommenen Geschütze mit sich führend, am Fuße des Gmundnerberges hin, dem Aurachflusse zu. Er hofft noch zur rechten Zeit zu kommen, um einen zweiten glänzenden Sieg der Bauern erkämpfen zu helfen.

Leonhart, der Oberfeldhauptmann, hatte sich unterdessen mit seinen Abtheilungen rasch genug dem Thale zugezogen, welches von dem Aurachbache durchströmt wird. Es ist eine tieferliegende, von waldbesäumten Anhöhen eingeschlossene Gegend. Er zog über die Hügel, einzeln liegende Gehölze umgehend, dorthin, wo er mit den Heereshaufen des Pappenheimers zusammenzutreffen hoffte. — Dort unten schlängelt sich die breite Straße durchs Thal, welche dem Attersee zuführt, und auf ihr hin ziehen die churfürstlichen Truppen.

Diese halten plötzlich auf das Kommandowort ihres Generals, als dieser die von der Höhe auf ihn herabrückenden Bauernhaufen erblickt. Auch Leonhart kom-

mandirt: „Halt!“ — Eine feierliche Stille ruhte jetzt über der ganzen Gegend, in erklärlicher Neugier blickten die Bauern auf das Heer der regulären Truppen hinab und diese ebenso zu den zahlreichen Cohorten der Rebellen hinauf. Selbst die Natur schien Antheil zu nehmen an den Regungen der Menschen, welche sich jetzt gegenüberstanden, um bald zu einem wüthenden Kampfe zu entbrennen. Kein Lüftchen regte sich, die Nachmittagssonne zog sich so ernst und trübe hinter die Nebelwolken zurück, daß es fast den Anschein nahm, als wolle sie gänzlich verschwinden. Der Gesang der Vögel verstummte, eine feierliche Stille herrschte.

Da wendet sich Leonhart seinen Bauern zu. Mit lauter Stimme und mit freudigem Antlitze ermahnt er sie, ihre Pflicht zu thun und muthig zu kämpfen für ihren Glauben. Er hält nur eine kurze, aber eindringliche Rede. Er weiß, was seine Bauern entflammt.

Mit wildem Geschrei stürzen die Bauern die Anhöhe herab, auf die Fähnlein Fußvolk, auf die Reiterschwadronen, auf die Lanziers und Pikenträger zu. Was vermag einem solchen Angriffe zu widerstehen?

„Drauf! drauf!“ ruft Leonhart; — „drauf! drauf!“ rufen die Hauptleute alle; — „drauf! drauf!!“ brüllt das ganze Volk, und des Pappenheimers Truppen weichen.

Es ist nicht zu läugnen, daß der wilde Angriff einer von der Anhöhe herabstürzenden Menge auf eine in

langer Linie ausgedehnte Truppenmacht, welche, wenn auch noch so gut exercirt, doch eben gar kein Terrain für ihre Evolutionen hat, seinen Erfolg nicht bezweifeln läßt, um so weniger, wenn die Zahl der Angreifenden gegen die Angegriffenen, wie es hier der Fall war, eine mehr als doppelt so große ist. Die etwas in Unordnung gebrachten Regimenter zogen sich in kleinere Trupps aufgelöst zurück, wol einige hundert Schritte weit, doch besonnen, langsam, immer noch auf das Kommandowort ihrer Offiziere achtend und jeden Schritt, den sie zurückmachten, tapfer vertheidigend. So waren sie in eine Erweiterung des Thales gekommen, wo die sanft sich senkende Straße zwischen zwei großen Wiesenflächen hinläuft, die in allmähliger Aufsteigung sich zu den waldbesäumten Anhöhen hinaufziehen.

Der General Pappenheim, umgeben von seinen Adjutanten und Offizieren, setzt über den schmalen Straßengraben, über die Wiese hin, wodurch er einen etwas höheren Standpunkt, etwa hundert Schritte von dem Kampfplatze entfernt, erreicht. Wenige Worte ruft er diesem und jenem seiner Begleiter zu, nach allen Richtungen sprengen die Adjutanten hin, als Ueberbringer der Befehle des Kommandirenden an die Obristen und Hauptleute der Armee. Was er mit seinem in der Taktik gewandten Geiste rasch ausgesonnen, wird ebenso rasch von den Offizieren ausgeführt, Kommandoworte

werden in das Schlachtgewühl hineingerufen, die Schwadronen und Fähnlein schwenken sich nach rechts und links, wie ihnen eben das Kommandowort lautet. In kurzer Zeit ist der ganzen Armee die Position gegeben. Zu Quarrés formirt und in mäßigen Zwischenräumen aufgestellt, hat die Infanterie die Breite des Thales in so weit eingenommen, daß beide Flügel von den Schwadronen des Obristen von Cordobach gedeckt sind. De la Tore steht mit der Artillerie etwas rückwärts gegen den Saum des Waldes zu, die Geschütze beginnen zu spielen, die Quarrés feuern, die gesenkten Piken empfangen die anstürmenden Bauernhaufen. Vergebens suchen diese durchzudringen, allenthalben stoßen sie auf kaltblütige und musterhafte Disciplin in jeder Bewegung der einzelnen Glieder des großen Körpers, geleitet von dem Geiste des gewaltigen Feldherrn. Die Bauern sehen ihre Bemühungen ohne Erfolg, sie stutzen und weichen rottenweise zurück. Aber kaum haben sie sich vierzig oder fünfzig Ellen von der Linie der regulären Truppen entfernt, da beginnt ein mörderisches Feuer aus der dichten Hecke, welche als Einfriedigung eines kleinen Wiesentheiles sich am Aurachbache hinzieht. Der vorsichtige Pappenheim hatte, als er die Verengung des Thales bemerkte, als etwa nöthig werdenden Hinterhalt dreihundert Musketiere dorthin postirt, mit dem Befehle, als Nachhut dem Gros der Armee erst dann zu folgen, wenn dieser das für den

Fall eines Angriffes unvortheilhafte Terrain passirt hätte. Jetzt that dieser Hinterhalt ausgezeichnete Dienste. Hunderte von Bauern fielen unter dem unausgesetzten Feuer der gut treffenden Musketiere. De la Tore säumte nicht, den sich jetzt ergebenden Vortheil in ganzer Ausdehnung zu benutzen, auch die Quarrés der Musketiere und Pikenträger rückten wieder langsam vor.

Leonhart, der muthige Kämpfer, der von der Natur mit ganz eigenem Feldherrntalent begabte Oberhauptmann, überblickt schnell genug die Sachlage, er sieht, wo es fehlt, er sieht, was Noth thut, er sprengt zwischen den Rotten hin, mit kräftiger Stimme, mit kurzen Worten gibt er seine Befehle. Einige Tausende sind ohnedies schon wieder mit den anrückenden Quarrés handgemein geworden, andere Tausende stürmen hin, ihre Genossen zu unterstützen, wieder andere Tausende eilen im Sturmschritt die Anhöhe hinauf, geradezu Willens, sich auf die Artillerie zu werfen; er selbst an der Spitze von etwa vierhundert Berittenen, schwenkt sich der Hecke zu, um die unausgesetzt feuernden Musketiere aus ihrem Verstecke zu jagen. Er hat über Tausende zu verfügen, über Tausende von muthigen, keine Gefahr scheuenden, ihm gern und willig gehorchenden Kämpfern; aber es sind nur Kämpfer Mann gegen Mann, wenig geübt in Evolutionen und militairischen Kunststücken; was vermag da das Genie des Einen,

was hartnäckiger Kampfesmuth, was selbst die Masse? Und doch war der erneuerte Angriff der Bauern ein so erfolgreicher, daß die Quarrés anhielten, einige selbst wieder eine rückgängige Bewegung machten und die Schwadronen ebenfalls in ein wüthendes Handgemenge verwickelt wurden, und die Erfahrung hatte schon gelehrt, welch' harten Stand die Dragoner haben, wenn die wilden Bauern, mit ihren mit Eisenspitzen versehenen Keulen bewaffnet, in ihre Reihen eindringen. Auch de la Tore mußte schweigen, da er seine Kugeln doch nicht in das Kampfgewühl der hart aneinander Gerathenen schicken konnte.

Von größtem Erfolge war der von dem Prädikanten in Person ausgeführte Angriff auf die aus dem Hinterhalte hervorfeuernden Musketiere. Zwar fielen dreißig oder mehr seiner Kavaleristen, aber solches hinderte die nicht, welche gewohnt waren, nie des neben sich hinstürzenden Kameraden zu achten, sondern nur den vor sich habenden Gegner im Auge zu behalten. Die volle Wucht der ansprengenden schweren Rosse durchdrang die leichte Hecke von dürrem Holzwerke und zwischendurch geflochtenem Gesträuche. Die muthigen Reiter, welche bei diesem kühnen Ansprengen sich zu Rosse erhalten hatten, fielen mit hoch geschwungenen Schwertern und gewichtigen Keulen über die Musketiere her. Was nicht in eiliger Flucht sein Heil suchte, wurde niedergemetzelt, in zehn Minuten war hier Alles

vorüber, und der Prädikant, an der Spitze seiner sich, so gut als es anging, zu Schwadronen formirenden Reiter, schwenkte den Dragonern des Cordobach zu, welche, hart genug von den Keulenträgern bedrängt, kaum den wüthenden Angriff der Bauern-Cavaleristen ausgehalten hätten.

Ja, wäre jetzt Tobias Maier mit seinen Tausenden auf dem Schlachtfelde erschienen, so hätte sich der Tag ganz sicher zu Gunsten der Bauern entschieden, war doch bereits die Armee des Pappenheimers daran, sich abermals zurückzuziehen, und jetzt halfen keine noch so meisterhaft ausgeführten Evolutionen mehr, jetzt konnte das schwere Geschütz zu keiner Wirksamkeit mehr kommen, jetzt konnte kein Hinterhalt mehr erfolgreiche Verwirrung unter den Bauernhaufen hervorbringen. Retirirte jetzt die Armee, so mußte es bald zur allgemeinen Flucht kommen, und wie die Bauern diese zu benutzen verstanden, hatte sich bei den verschiedenen Gelegenheiten im Verlaufe dieses Krieges erwiesen.

Der General Pappenheim sah, wie der Haufe Berittener sich in scharfem Trabe dem linken Flügel, den hart bedrängten Schwadronen des Obristen von Cordobach näherte. Liefen diese davon, so war bald allgemeine Flucht das Losungswort; dunkelroth brannten die beiden Schwerter auf des Generals hoher Stirn, in grimmigem Zorne blitzte sein Auge auf, er drückte den Federhut tief in die Stirn, und das krampfhaft erfaßte

Schwert erhebend, sagte er: „So wollen wir denn das Letzte versuchen! — Folgt mir, ihr Herren!“ rief er seiner Umgebung zu, „wir wollen uns an die Spitze der Dragoner des braven Cordobach stellen, und wenn wir nur zehn Mann aus diesem Knäuel herausbringen, so sind der Unsrigen wol genug, um diesen berittenen Kerlen das Umkehren zu lehren!“

Eben wollte er sein Kampfroß zum Galopp anspornen, da fiel sein Blick auf die jenseitige Höhe. Um das Gehölz herum trabten einige Reiter, denen eine lange Lanzenlinie folgte, und bald darauf kamen zwei Abtheilungen Lanziers zum Vorschein, welche rasch den Hügel herabtrabten. Es war der Rittmeister Berenz, welcher mit den im Gehölze bei Neuhofen zurückgebliebenen Bauern fertig geworden war. Er hatte das Versteck ausgeräumt und jetzt die ihm zugetheilten Musketiere zurückgelassen, welche nichts Anderes zu thun hatten, als von den Bäumen die Bauern herunterzuschießen, die sich durch deren Ersteigung zu retten gehofft hatten; er selbst kam mit seinem Reitercorps eben zur guten Zeit den im Thale Bedrängten zu Hülfe.

Der Pappenheimer erblickte die lange Lanzenreihe, hörte das Schmettern der Trompeten, und Freude und Jubel leuchteten aus seinem Auge. Schnell war sein Plan geändert, nicht den Dragonern des Cordobach sprengte er zu, sondern den Lanziers entgegen, in voller Zuversicht, mit raschem Entschlusse der Schlacht durch

eine kräftige Diversion eine andere Wendung geben zu können.

„Vorwärts! — Galopp! — und enge zusammengehalten!“ donnerte der General den Lanzenträgern zu, und diese spornten und jagten in flüchtiger Hast ihm nach; mit gestreckten Spießen warfen sich die Schwadronen der Lanziers auf die Haufen der Bauern, welche den Quarrés der Infanterie am heftigsten zusetzten. Der erste, wie der zweite wurden zerstreut, unwiderstehlich war die geschlossene Lanzenreihe der ansprengenden Reiter, die sich durch die gedrängten Massen Bahn brachen und allenthalben hin Verwirrung und Bestürzung verbreiteten.

Kapitän de la Tore, welcher lange Zeit einen unbeschäftigten Zuschauer des Kampfgewühls hatte abgeben müssen, sah einen unregelmäßigen Haufen sensenbewaffneter Bauern die Anhöhe herandrängen, auf welcher er mit dem Geschütze Posto gefaßt hatte. Schnell raffte er Artilleristen, Fuhrknechte und die wenigen Dragoner, welche zur Bedeckung dienten, zusammen, ordnete sie und ergriff muthig die Offensive gegen die Andringenden. Sein Manöver gelang, die Bauern wurden zurückgedrängt, muthig er ihnen nach, einen unheilbaren panischen Schrecken und Unordnung unter ihnen verbreitend. Da kamen die berittenen Bauern angesprengt; unfähig, ihre schlecht geschulten Rosse anzuhalten, geriethen sie unter die Schaar der Sensen-

träger. Dies hatte neue Verwirrung zur Folge, viele der Pferde wurden verwundet, und vor Schmerz wild und toll gemacht, gehorchten sie nicht länger dem Willen des Reiters und verbreiteten, nach Links und Rechts ausbrechend, allenthalben Verwirrung und Bestürzung.

Das Kommandowort des alten Reiterobristen von Cordobach ertönte. Er hatte durch das Manöver des Kapitäns de la Tore Luft bekommen, gegen sechszig Dragoner gesammelt und griff nun in wilder Wuth an. Von einer Seite der Pappenheimer mit seinen Lanziers, von der andern die Dragoner des Cordobach und von der Mitte aus die wieder vorrückenden Pikenträger, solcher Art ward das in einzelne Haufen zerstreute Bauernheer neu angegriffen. Vergebens setzten sich die Muthigsten immer noch zur Wehre, Viele hatten sich bereits zurückgezogen, die an vier Stunden andauernde Schlacht nahte sich ihrem Ende — bald befand sich das ganze Heer der Rebellen in gränzenloser Verwirrung und eiligster Flucht, und Alles, was in dem Thale am Aurachbache noch übrig war von dem gewaltigen, an zwanzig Tausend zählenden Heere der Bauern, waren die Gefangenen, die Sterbenden oder die Todten, außer wo hier und dort, über den Plan zerstreut, noch kleine Schaaren von zwanzig oder dreißig sich zeigten, welche, von den Uebrigen getrennt, mit dem Muthe der Verzweiflung fochten.

„Laßt Allen Pardon anbieten!“ rief der General;

„es ist uns daran gelegen, besonders die Rädelsführer lebendig in die Hände zu bekommen!“

Adjutanten, einzelne Reiter und Offiziere, die sich bereits in der Nähe des Generals versammelt hatten, sprengten nach allen Seiten hinaus, um den Befehl, Quartier zu geben, bekannt zu machen.

„Herr General!“ rief ein hastig herangaloppirender Offizier, „ein zweites Heer der Rebellen rückt von Gmunden heran!“

„Nun, so wollen wir denn mit diesem auch noch anbinden!“ rief der Pappenheimer in beinahe fröhlicher Laune. „Obrist von Cordobach, Ihr behauptet das Schlachtfeld und hindert die Flüchtigen, sich wieder zu sammeln; Kapitän de la Tore, empfanget die Ankömmlinge mit einem artigen Komplimente, sobald sie ins Thal hereinbiegen; ich selbst will mit Lanze nnd Pike der Sache ein Ende machen, bevor es noch dunkel wird.“

Das Schmettern der Trompeten und ein kurzer Trommelwirbel rief die Zerstreuten zu ihren Standarten und Fähnlein zurück; schnell genug war volle Ordnung hergestellt. Da donnerten aber auch schon die Kanonen ihr artiges Kompliment ins Thal herab, wo Tausende von Bauern in wilder Eile dem Platze zudrangen, auf dem soeben ihre Genossen eine fürchterliche Niederlage erlitten hatten.

Es war Tobias Maier und die Seinen, Beute, Artillerie und Munition, welche sie den Kaiserlichen

abgenommen hatten, mit sich führend. Wol stutzten sie anfangs, sich einer wohlgeordneten Kriegsmacht gegenüber, und von Kanonendonner und auf sie anrückenden Truppenabtheilungen empfangen zu sehen, dort, wo sie wilde Verwirrung, vielleicht schon das Ende des Kampfes und die Feinde in voller Flucht erwartet hatten. Aber ihr Staunen währte nicht lange, hatten sie doch vor Kurzem gesiegt. So hofften sie auch mit den Baiern fertig zu werden, um so sicherer, als die Unterstützung von Seite ihrer gewiß nicht sehr entfernten Kameraden nicht ausbleiben konnte. Der Angriff war, wie gewöhnlich, ein grimmig wilder, doch der Erfolg bald ein entschiedener. Die Bauern wurden vollkommen geschlagen.

Bevor wir jedoch dieses Kapitel, welches die wichtigen Ereignisse des 13. Novembers enthält, schließen, haben wir noch zur Aufgabe, uns nach einem Manne umzusehen, welcher hierbei selbst eine der wichtigsten Rollen übernommen hatte, und von dessen Schicksal bei der ungünstigen Gestaltung der allgemeinen Angelegenheit zu erfahren, wol unsere Leser interessiren wird.

Wir haben erzählt, daß der Prädikant an der Spitze seiner Kavaleristen sich den Schwadronen des Obristen von Cordobach in scharfem Trabe näherte, um diesen ohnedies hart bedrängten Flügel des feindlichen Heeres gänzlich zu werfen. Dies wäre wol von großer Bedeutung gewesen; wir haben aber auch ge-

sagt, daß durch das kühne Manöver des Kapitäns de la Tore das Wagniß des muthigen Feldhauptmannes vereitelt und seine Schaar in große Verwirrung gesetzt worden war. Dieser folgte bald eine allgemeine, da durch die Angriffe der regulären Truppen die Masse der zu Fuße fechtenden Bauern in die Reihen ihrer Reiterei gedrängt und diese auf das eigene Fußvolk geworfen wurde. Leonhart kämpfte mit dem Muthe der Verzweiflung, sowie jeder der Seinen. Umsonst, General Pappenheim war der Sieger, das Bauernheer in wilder Flucht zerstreut.

Die gegen Rebellen gefochtenen Schlachten liefern stets Proben von Grausamkeit, wie sie in einem noch so mörderischen Treffen, wo sich reguläre Truppen gegenüberstehen, sich gewiß selten ereignen. Und als jetzt auch die einzelnen Haufen, welche noch Widerstand leisteten, auseinander gesprengt waren, als den Verfolgern nur noch einzelne Unglückliche, verwundet, erschöpft, um Pardon bittend, begegneten, begann ein Gemetzel, das erst enden zu wollen schien, als kein bewaffneter Bauer mehr zu sehen war.

Leonhart war mit etwa sechs oder sieben Berittenen, die sich an ihn angeschlossen hatten, unter den Letzten auf der Wahlstatt geblieben. Er sah, es war Alles verloren; aber er wollte als Märtyrer für die Sache fallen, für die er gepredigt, für die er das Schwert gezogen hatte. Er focht mit Löwenmuth. Als aber

seine Begleiter sahen, daß nur sie allein noch die Kämpfenden seien, da wandten sie ihre Pferde und sprengten in wilder Hast davon. Auch sein Pferd wandte sich und sprengte mit den andern über die Wiesenfläche des Thales hin; umsonst bemühte er sich, es zum Stehen zu bringen, er wollte unter den Schwertern der Dragoner fallen, jedoch in flüchtiger Eile flog das Roß über die Wiese hin. — Die Trompeten ertönten im Rücken der Fliehenden, die Dragoner wurden zur Standarte gerufen, ungern gehorchten die wüthenden Verfolger, aber sie gehorchten: der Schall der Trompete war ihnen strenger Befehl.

Die Fliehenden waren an die Aurach gekommen, sie setzten hinüber; auch das Pferd des Prädikanten sprang in den Bach, aber in demselben Augenblicke knickte es auch mit den Hinterbeinen zusammen. Es war in ein Felsengerölle gerathen und hatte sich das eine Bein gebrochen. Im wilden Schmerze hieb es mit den Vorderfüßen die Fluthen des Wassers, daß dieses hoch aufspritzte; stöhnend wollte es sich aufrichten, aber es sank zusammen und warf sich keuchend auf die Seite. Mit zerquetschtem Schenkel lag der Reiter unter der Wucht des Thieres. Wieder erhob es sich, wild um sich hauend. Dadurch ward Leonhart von der schweren Last befreit; er kroch ans Ufer, er blickte auf, seine Begleiter waren verschwunden, sicher hatten sie seinen Sturz in der flüchtigen Eile nicht bemerkt. Er

war allein, kein lebendes Wesen zu sehen, als das Pferd, welches, mit dem übrigen Körper im Wasser liegend, den Kopf auf dem grünen Uferrand ruhen ließ und ihn mit dem Blicke des Schmerzes anzustarren schien.

„Armes Thier, du sollst nicht lange leiden", sagte Leonhart, und mühsam seinen gequetschten Schenkel nachschleppend, kroch er dem Pferde näher. Es senkte das breite Schwert bis ans Heft in des Thieres Brust und ein dicker Blutstrom quoll heraus, daß das Wasser des Aurachbaches weithin sich färbte. Er hatte auf das Leben getroffen, einige convulsivische Bewegungen noch, und das Auge des Thieres verglaste.

„Und warum soll ich nicht auch mir selbst diese Wohlthat erweisen?" fragte Leonhart vor sich hin, „habe ich nicht meiner Sendung all' meine Kräfte geweiht? habe ich nicht gefochten wie ein Löwe? und soll ich jetzt hier erwarten, ob ich in wildem Schmerze vergehe oder ob ich eingefangen werde, um dem Beile des Scharfrichters zum Opfer zu fallen?"

Er nahm das Schwert, noch von dem Blute des Thieres geröthet, wendete die Spitze desselben gegen seine Brust, setzte die Handhabe fest an den Stein — doch er ließ die Mordwaffe zu Boden fallen. „Nein, das kann nicht der Wille des Ewigen sein, daß ich feige selbst mich tödte, ich will als Mann und Christ seinem Willen gehorchen und erwarten, was er über mich verhängt hat."

Er hob das Schwert auf und versuchte sich mühsam, unter den wüthendsten Schmerzen, aus dem Graben des Baches herauf dem kleinen Buschwerke zuzuschleppen, wo er wenigstens Schutz vor den brennendsten Sonnenstrahlen zu finden hoffte.

Da traten zwei rauhe, bärtige Männer ihm entgegen. Es waren Kroaten des Herberstorferschen Regimentes.

„Was kriecht denn da für ein Bursche herum?“ rief der Eine und erfaßte mit raschem Griffe den Kragen des Talars, während er seine Copie über das Haupt des jungen Mannes schwang.

„In deine Hände empfehle ich meine Seele!“ sagte der Gläubige, die Arme über die Brust kreuzend.

Aber der tödtende Schlag erfolgte nicht.

„Zwei weiße Fetzen am Halse? — ist wol gar der Prädikant?“ rief der Andere, während er den Arm des mordlustigen Kameraden packte, „da wären wir wol Narren, ihn neben sein Roß zu betten. Für den Lebendigen zahlt der Herberstorfer mehr! — Komm', guter Freund!“

Mit roher Faust packte ihn jetzt dieser, um ihn aus seiner halb sitzenden, halb liegenden Stellung heraufzuziehen.

„Ich kann nicht!“ stöhnte der Prädikant im wüthenden Schmerze seiner Verletzung, „mein Fuß ist gebrochen. — Gebt mir den Tod, bei der ewigen Seligkeit flehe ich Euch darum.“

„Was Seligkeit! — Gold! Gold wollen wir haben, und das bleibt nicht aus, wenn wir Dich einbringen!“ rief der Kroat. „Versuche es nur, es hüpft sich auch auf Einem Beine.“

Mit beispielloser Grausamkeit zogen die Beiden jetzt den Verwundeten herauf. Dieser stand — auf Einem Beine.

„Es ist nicht möglich“, flehte der Arme, „stecht mich nieder!“

„Ich bin kein Narr!“ erwiderte der Eine, „versuche es nur!“

Sie zogen ihn sich nach — — aber wir wollen das Bild der Grausamkeit nicht weiter ausmalen.

Ein heranreitender Dragoner kam endlich als schmerzmildernder Engel. Er nahm den schwer Verwundeten vor sich aufs Pferd. Die Kroaten jedoch, in der Furcht, ihrer Beute verlustig zu werden, ergriffen dessen Zügel. So näherten sie sich dem großen Bauernhause auf der Höhe des Aurachthales, wo sich der Sieger Pappenheim mit seinen Offizieren nach doppelt gewonnener Schlacht versammelt hatte, um das Weitere zu besprechen.

„Aha, junger Tieger!“ rief der General dem Prädikanten entgegen, „hab' ich Dich? — Im Hinterhalte lauern, von der Höhe auf meine Truppen herabsetzen, sagt mir doch, würdiger Herr, in welchem Collegium habt Ihr denn so herrliche Taktik gelernt?“

Der Prädikant sah den Pappenheimer mit einem Blicke der Verachtung an, dann aber sagte er: „Meint Ihr, Kinder des abtrünnigen Geschlechts, weiser oder tapferer zu sein, denn die Kinder des Heiligthums?“

„Oho, nur nicht weiter gegangen in solcher Sprechweise!“ rief der General, „sonst bekommen wir, wenn die Begeisterung überhand nimmt, eine Predigt, die sich gewaschen hat, das könnt Ihr Lutheraner; aber wir haben wirklich nicht die Zeit, eine solche anzuhören. — Doch was fangen wir mit dem Herrn Feldhauptmann und Armeeprediger in Einer Person an?“ fragte er sich den Herren zuwendend, die ihn umgaben, „nach dem Kriegsrechte sollte er in erster Eigenschaft erschossen und in zweiter Würde gehängt werden; beide Ehren können wir ihm aber doch nicht zugleich erweisen.“

„Das Wort, so Du verschmähst, soll ein Felsen werden, der Dich zerschmettert und zermalmt; der Speer, den Du zerbrochen wähnst, soll Deine Seite durchbohren. Mit mir, dem schwachen Werkzeuge in der Hand des Allgewaltigen, verfahre jedoch, wie Du willst, nur mache es kurz; denn sonst sterbe ich, bevor Du noch Deinen Uebermuth an mir abgekühlt hast.“ So sprach der Prädikant mit schwacher Stimme, und immer bläßer werdend, sank sein Haupt auf die Achsel des neben ihm stehenden Kroaten.

„Was ist es mit ihm?“ fragte der General.

„Wir haben Mühe genug gehabt, ihn bis hierher

zu bringen", sagte der Soldat, „sein Pferd hat ihm den Schenkel zerquetscht, ich glaube gar, es ist der Knochen gebrochen."

Auf dem Schlachtfelde war der Pappenheimer ein sehr wilder Kämpfer, da kannte er weder Schonung, noch Barmherzigkeit; aber war das Treffen vorüber, erbleichten einmal die dunkelrothen, sich kreuzenden Striemen auf seiner Stirn, dann überkam ihn wol eine mildere Regung, und in einer solchen rief er jetzt: „Den Schenkelknochen gebrochen? — Armer Mann! — und warum sagte mir das keiner von Euch? warum nicht er selbst? — Das soll nicht sein. Ist er gleichwol Lutheraner und Rebell, so doch ein Mensch, noch dazu ein recht tüchtiger Soldat; ich darf es nicht läugnen, er ist Einer, der das Handwerk versteht, und hätte er nur noch ein paar Hundert der von mir einexercirten Pikenträger gehabt, wer weiß, ob ich nicht ebenso vor ihm stünde, wie er jetzt vor mir steht. — Herr Lieutenant", fuhr er fort, sich einem seiner Offiziere zuwendend, „man sorge für ihn, sehe nach seiner Verletzung, lege die nöthigen Verbandstücke an und bereite ihm auf einem Rüstwagen ein passendes Lager — — ich will es so, Herr Lieutenant, Ihr habt zu sorgen, daß es geschehe."

Für diese Nacht bezog die vereinigte Armee der kaiserlichen und churfürstlichen Truppen das Lager um Gmunden, wobei ihnen die Hütten und Gezelte, welche

am Morgen von den Bauern verlassen worden waren, annehmliches Nachtquartier gaben. Am andern Morgen brachen sämmtliche Truppen auf, um die im Lande noch hier und da zerstreuten Haufen der Rebellen völlig aufzureiben. Die beiden Hauptarmeen waren geschlagen und auseinander gejagt, mit den noch übrigen Resten hoffte der Pappenheimer bald fertig zu werden.

„In diesem Treffen" — so lautet der Bericht des Generals über die Schlacht bei Gmunden — „sind bei viertausend Rebellen auf der Wahlstatt todt geblieben, das Uebrige im umliegenden Thal, Berg und Wald zerstreuet, deren auch viele, die auf die Bäume gestiegen sind, von meinen Musketieren heruntergeschossen worden. Und ist gewiß meinem Erachten nach wenige Male mit solcher Ostentation gefochten worden."

Unweit Pinsdorf, drei Viertelstunden von Gmunden, wurden die erschlagenen Bauern begraben — noch heutigen Tages werden uns die sogenannten „Bauernhügel" gezeigt — und der Bürgermeister von Gmunden ließ zum Andenken eine steinerne Säule aufrichten.

Achtes Kapitel.

„Sorgt Ihr etwa, daß dies eine Falle sei, Euch lebendig zu fangen? — Leset selbst, hier ist der Generalpardon unterschrieben. Könnt Ihr noch zweifeln?“

Fr. v. Schiller.
Die Räuber, 2. Akt, 3. Auftr.

Im lärmenden Siegeszuge durchzog der General Pappenheim das Land, welches er durch die gelieferten Schlachten bei Efferding und Gmunden dergestalt eingeschüchtert hatte, daß von Widersetzlichkeit kaum, von Entgegenstellung einer wirklichen Heeresmacht der Bauern gar nicht mehr die Rede war. Nur von einzelnen Haufen, einige Tausend Mann stark, wußte er noch, und diese zu zerstreuen war keine so schwierige Aufgabe. Vor Allem war ja das Selbstvertrauen der Aufrührer vernichtet, jetzt hatte er nur noch die tollkühne Verzweiflung Einiger zu bekämpfen. Er trennte sich von dem kaiserlichen Obristen, Freiherrn von Löbel, welcher sich des Hausruckviertels bemächtigte und bis an das Salzburgerland streifte, wobei er viele hundert Stück Vieh wegtrieb und allenthalben seinen Leuten volle Plünderung gestattete. Der Pappenheimer selbst

rückte mit seinen Truppen gegen die Stadt Vöklabruck, vor welcher er die Rebellen am 19. November aufs Haupt schlug, auch den hier kommandirenden Hauptmann Bernhard Becker gefangen nahm. Die sowol von ihm, als von dem Obristen Löbel geschlagenen und zerstreuten Bauern zogen sich auf dem hoch gelegenen Schlosse Wolfseck zusammen, wo sie sich verschanzten und nochmals kräftigen Widerstand boten; doch Pappenheim ging ihnen arg zu Leibe und lieferte ihnen am 30. November abermals eine mörderische Schlacht. Viele Hunderte der Rebellen blieben auf der Wahlstatt. Daß aber der Markt Wolfseck durch die dort vorgefallene Schlacht sehr viel gelitten habe, erhellt aus einer Schrift der Bürgerschaft vom Jahre 1631, wo es heißt: „Dann auch in der fürgegangenen verderblichen Bauernrebellion, dann beschehener Schlacht allhie unsere Häuser nit allein alle geplündert und ruinirt worden, sondern auch fast die Hälfte der Burgerschaft, so sich bei ihren Häusern befunden, erbärmlich umgekommen und erschlagen worden, daß also die armen Wittiben und verlassenen Waisen des täglichen Brodes nit Genüge haben, sondern mehrern Theils sich des Almosen betragen müssen, und deren Häuser ganz leer und ohne einzige Handtierung bleiben. . . . . .“

Unterdessen rückte Obrist Löbel gegen Peurbach. Die Bauern hatten sich nach so vielen erlittenen Niederlagen endlich meist zerstreut und nach Hause begeben.

Nur in Peurbach und in den nahen Schanzen herum hatte sich noch ein Haufe gesammelt, der das Aeußerste zu erwarten entschlossen war.

Der Bauernkrieg sollte in der nämlichen Gegend sein Ende erreichen, in welcher er angefangen hatte.

Es war ein sehr unfreundlicher Decembermorgen. Mehre aufeinander gefolgte Nachtfröste, denen ein den ganzen Tag über wehender, schneidend kalter Wind gefolgt war, hatten das hinweggenommen, was einer Landschaft den letzten herbstlichen Anstrich zu geben vermag. Sämmtliches Laub- und Blätterwerk war abgefallen, und die Bäume und Gesträuche standen da als entkleidete Gerippe, ihres Schmuckes entblößt und so das traurige Bild darstellend, wie auf frische Jugendblüthe, Sonnenpracht und herbstliche Reife so rasch müdes Alter folgt. Dazu noch der rauhe Wind, welcher zwischen dem dürren Geäste durchpfeift — wie ganz anders ist es, wenn er üppiges Blätterwerk durchsäuselt; dazu die kühle schwarze Erde, wohin man nur schaut — wie ganz anders ist es, wenn das Auge über frisches Grün oder reifes Gelb hinschweift; dazu das Gekrächze der Raben und Dohlen — wie ganz anders ist es, wenn man den lieblichen Gesang der Lerche, des Waldfinken, die tief harmonischen Laute der Amsel vernimmt. Ein solcher Decembermorgen ist ein recht unfreundlicher Morgen. Aber der Mann, welcher im obersten Stockwerke des Schlosses Peurbach am Fenster

stand und in die wüste, kalt durchschauerte Landschaft hinausblickte, schien eben daran seine Freude zu haben; denn mit einem Lächeln in seinen starren, sonst aber nicht zum Lächeln geschaffenen Zügen wandte er sich einem Andern zu, welcher im hohen gewölbten Saale auf- und niederschritt.

„Schlotter!“ sagte er mit dem Ausdrucke des Vergnügens, „der Frost von heute Nacht ist nicht mit Golde zu bezahlen!“

Schlotter, der Obristwachtmeister, blieb stehen und warf seinem Obristfeldhauptmann einen fragenden Blick zu. Dieser fuhr aber fort: „Und wenn der Wind heut über Tag so fortweht, so sind Abends alle Bäche und Gewässer zugefroren, da möchte ich wol sehen, ob es den Burschen da draußen noch länger gefallen soll, uns hier wie den Füchsen im Bau aufzupassen?“

„Unsere Leute in den Schanzen haben aber auch hundemäßig gefroren“, sagte Schlotter.

„Es friert sich wol gern, wo es Einem sonst heiß genug an den Hals ginge“, sagte Herr Achaz von Wiellinger, „diesen Tag und eine Nacht noch, und sie ziehen ab — —“

„Und wir?“ fragte Schlotter.

„Wir bleiben dann auch nicht mehr zwei Stunden länger hier“, sagte der Ritter, „nach allen Winden stäuben wir auseinander, sollen uns dann suchen; und zum Frühjahr treten wir wieder auf, kräftig, männlich.

O, dann geht es wol anders, die Bauern sind eingeübt, die Herrn Stände haben dann wol erfahren, was sie für Nutzen gehabt von ihrer Zurückgezogenheit; und daß der Christian von Dänemark aufs Frühjahr auch freieres Spiel hat, dessen bin ich gewiß, Schlotter! Da wollen wir ihnen zeigen, wie Männer ihr Recht zu erkämpfen verstehen!"

Der Ritter hatte mit dem Feuer der Ueberzeugung gesprochen, sein Obristwachtmeister schüttelte aber das Haupt und sagte mit etwas gedrückter Stimme:

„Herr, ich halte nicht viel darauf, ich glaube immer, das hier ist unser Letztes!"

„Schlotter!" rief Wiellinger, „Du? Du sprichst so? pfui! von Dir hätte ich es nicht erwartet."

„Sie haben es stark auf uns abgesehen", sagte der Obristwachtmeister, haben sie uns doch eingeschlossen, daß auch keine Maus, viel weniger ein Bauer hinaus, noch herein kann."

„Ich sage Dir, heute noch halten wir uns, und morgen ist keine Pieke mehr zu sehen", eiferte Wiellinger entgegen.

„Die ziehen nicht ab, die halten aus", meinte Schlotter.

„Zweifler!" zürnte der Ritter und wandte sich verdrießlich wieder dem Fenster zu.

Da waren Trompetenstöße zu vernehmen. Der Nordostwind trug sie ganz vernehmlich von den äußersten Schanzen herüber.

„Was hat das zu bedeuten?“ fragte Wiellinger und blickte forschend der Gegend zu, woher die Töne kamen.

Schlotter war an seine Seite getreten. „Da springt ja ein Unseriger über den Graben“, sagte er — „und was der Kunt lauft, gerad aufs Schloß zu.“

„Sie wollen unterhandeln“, sagte Wiellinger — „Nun, wenn sie freien Abzug gewähren, hab' ich nichts dagegen, aufs Frühjahr sehen wir uns doch wieder.“

„Freien Abzug?“ zweifelte Schlotter, „das sieht ihnen nicht gleich.“

„Und was sonst?“ fragte der Ritter ärgerlich.

Der aus der äußersten Schanze kommende Bauer war jetzt dem Schlosse ganz nahe, neugierig und ohne weiter ein Wort zu sprechen, blickten die beiden Anführer zum Fenster hinab; bald darauf trat der Mann in den Saal.

„Frondberger, was gibt's? was bringst Du so Eiliges?“ rief ihm der Ritter entgegen.

„Es haltet ein Offizier außerhalb der Schanz', er will mit uns reden, sagte er, wir sollen ihm freies Geleit versprechen. —“

„Mit wem will er reden?“ rief Wiellinger; — wol mit mir, Euerem Feldhauptmann?“

„Das hat er nicht gesagt“, erwiderte Frondberger, „just und ausführlich hat er's ausgedrückt, mit uns, mit den Bauern hätt' er was zu sprechen“.

„Mit Euch?“ sagte Wiellinger mit scharfer Betonung, und in bitterem Hohne verzog sich sein Gesicht. „Nun, so wollen wir denn vernehmen, was er den Bauern mitzutheilen hat. Geh, Frondberger, führe den edlen Herrn herein, auf den Platz vor der Kirche. Schlotter, rufe Alle zusammen; daß die Posten besetzt bleiben, versteht sich von selbst.“

Etwa eine Viertelstunde darauf stand eine Schaar ernst und düster vor sich hinblickender Männer auf dem Marktplatze. Es waren kaum tausend Mann, aber der Kern der früheren Armee, lauter Männer, die sich während des ganzen Aufstandes durch ihre Widersetzlichkeit gegen alle gemäßigten Schritte ausgezeichnet hatten, und in ihrem fast an Tollkühnheit gränzenden Hasse gegen Churfürstliche und Katholiken zu wilden Mordbrennern, argen Schlächtern geworden waren. Diese hatten keine Vergebung zu erwarten, sie wußten es gar wohl, daß ihre Namen auf der Liste der Hauptleute, Rädelsführer und wildesten Rebellen standen, sie hatten gleich anfangs den Eid abgelegt, Leib und Leben für die gute Sache zu opfern, und waren also auch jetzt entschlossen, ihr Leben theuer zu verkaufen.

„Hätte ich jetzt noch fünftausend Solche, so dürfte der Löbel wol die letzte Zeit vor den Schanzen gestanden sein“, sagte Wiellinger zu seinem Obristwachtmeister. „Der Pappenheimer ist nicht da, und mit dem Einen wollte ich wol bald fertig werden.“

„Der Andere bliebe aber auch nicht gar zu lange aus“, erwiederte Schlotter.

„Hm! — Einen nach dem Andern“, sagte Wiellinger, „doch zu Efferding waren ja die Zwei beisammen. — —“ Er versank in ein trübes Nachdenken, aus welchem er jedoch schnell sich erweckte, als jetzt ein kaiserlicher Offizier in Begleitung eines Trompeters und gefolgt von einer Schaar bewaffneter Bauern durch die Gasse, welche dem Marktplatze zuführte, heran kam.

Herr Achaz von Wiellinger stand auf sein gewaltiges Schlachtschwert gestützt und blickte stolz und trotzig dem sich Nähernden entgegen.

Dieser war ein junger, nett und blank herausgeputzter Reiteroffizier der Auersperg'schen Dragoner. Mit dem Blicke der Ueberraschung und der Neugierde betrachtete er sich die Schutthaufen, die niedergebrannten Häuser, die traurigen Beweise des vor nicht gar langer Zeit hier wüthenden Elementes, dann aber auch ebenso die Schaar der „Schwarzen“, deren Mienen in gar gutem Einklange mit der gewählten Farbe ihrer Bekleidung standen.

„Nun, Herr Lieutenant, was ist Euer Verlangen?“ sprach ihn der Oberfeldhauptmann der evangelischen Armee an, — „macht es kurz; es wäre Schade um jedes umsonst gesprochene Wort.“

Der Lieutenant, ohne Dem, welcher zu ihm gesprochen, eine Beachtung zu schenken, wendete sich so-

gleich der Masse zu und sagte mit lauter, vernehmlicher Stimme: „Im Namen des Obristen, Freiherrn von Löbel, soll ich Euch auffordern, die Waffen niederzulegen, ruhig in Eure Heimat zu ziehen und dabei das Versprechen zu leisten, Euch fortan als brave und gutgesinnte Unterthanen Seiner Majestät des Kaisers zu betragen.“

„Kehrt zurück zu Dem, der Euch sendet“, fiel ihm der Ritter ins Wort — „und sagt ihm, daß wir, die wir hier unter den Waffen sind, unserm Gott feierlich gelobt haben, diese so lange für unser Recht und unsern Glauben zu führen, als noch Leben in unsern Leibern wohnt. Sagt ihm, daß wir sie anfangs nicht gegen den Kaiser, den wir als unsern wohlgesinnten Landesherrn erachteten, erhoben, daß wir aber nun, wo wir erfahren haben, wie er sich mit dem Fremden verbindet, um uns gleich dem Wilde des Forstes zu hetzen und zu verfolgen, es auch einsehen, daß wir einen doppelten Feind zu bekämpfen haben. Sagt dem Herrn Obristen von Löbel, er möge nicht zu voreilig triumphiren; denn wähnt er auch jetzt, im Vereine mit dem siegreichen Pappenheim stolz durch das Land ziehen zu können, nachdem sie die Armeen der christlich-evangelischen Gemeinde geschlagen haben und Tausende nach allen Winden auseinandergestäubt sind, Tausende auf der Wahlstatt liegen, Hunderte in Ketten und Banden fortgeschleppt sind, so soll er sich doch dieser Siege und

errungenen Vortheile nicht zu voreilig freuen. Er soll nicht glauben, ein unterdrücktes Feuer sei auch schon ein verloschenes; dieses glimmt fort, so lange es einige Nahrung erhält, und daß diese nicht fehle, dafür sorgt wol Seine allerchristlichste Majestät durch argen Druck und empörenden Glaubenszwang. Neue Tausende werden aufstehen, Tausende, welche von dem Wahne, ihr Schwert nicht gegen den Landesherrn erheben zu dürfen, dadurch geheilt worden sind, daß sie sehen, wie dieser nicht ihr Vater, sondern ihr Verfolger und Unterdrücker ist, der es wagt, mit roher Hand in die Gesetze des Allmächtigen einzugreifen und mit despotischer Willkür die Lehrer und Seelenhirten eines ganzen Volks zu verjagen, der es wagt, ein Volk zu zwingen, seinem Gott auf die Weise zu dienen, wie es ihm nicht zusagt, und dieses Volk dann einem Fremden — zu verpfänden! — Ja, Tausende und wieder Tausende werden aufstehen, und wo er jetzt mit achtzig- oder hunderttausend Bauern zu kämpfen hatte, wird er es dann mit Völkern zu thun haben. Die Bauern, die Bürger und die Adeligen des Staats, mit denen er als ererbtes Gut in despotischer Willkür zu schalten und zu walten das Recht zu haben glaubt, werden sich vereinen; — das Land Oberösterreich, wenn auch jetzt dem Scheine nach bezwungen, hat dennoch ein glänzendes Beispiel gegeben, was das Erwachen eines kräftigen Volkssinnes vermag, und dieses Beispiel wird Nachahmung finden.

Wir aber, wir hier die Letzten der Kämpfer für Volksrecht und Glauben, wollen auch noch im Untergange leuchten als schimmernde Sterne, als ermunternde Beispiele, und zeigen, was Manneskraft und Mannesmuth vermögen!"

Als der Wiellinger so sprach, erheiterten sich die finstern, düstern Mienen der Männer, welche, in Reih und Glied geordnet, auf ihre Waffen gelehnt dastanden, um zu vernehmen, was der kaiserliche Offizier ihnen zu sagen habe; ihre Augen erglühten in einem wilden Feuer, ihr Stolz war erweckt durch die Rede ihres Oberfeldhauptmanns. Es entstand eine unruhige Bewegung unter ihnen. Einige erhoben ihre Musketen, Andere schlugen an ihre Schwerter, und ein leises Gemurmel war zu vernehmen.

Der Lieutenant hatte überrascht die Worte des Ritters vernommen und schweigend zugehört, jetzt aber wandte er sich dem Sprecher zu. „Ihr seid der Wiellinger?" fragte er rasch.

„Achaz von Wiellinger, Herr zu Hinterntobl, Khättering und Au, Ritter und Landmann von Oberösterreich", erwiderte dieser stolz — „so nenne ich mich, Herr Lieutenant."

„Verzeiht, Herr Achaz Ritter von Wiellinger, mein Versehen", sagte der Dragoneroffizier nicht ganz ohne leichten Spott — „aber dann seid Ihr ja wol auch der Oberfeldhauptmann einer christlich-evangelischen Armee?

und als solchem habe ich Euch zu berichten, daß ich nicht gesandt bin, mit Euch zu sprechen, — nein, nur diesen verleiteten, zu argem Unterfangen verführten Leuten habe ich unter den bereits erwähnten Bedingungen Pardon anzubieten."

„Junger Herr", sagte Wiellinger scharf — „Ihr seid wol noch nicht lange Zeit aus der Schule und noch Neuling in diesem Rocke, sonst würdet Ihr wissen, daß der Unterhändler mit einem Heere nur zu dessen Oberofficiere sprechen darf, und wenn er sich vermißt, anders zu handeln, sein sicheres Geleit verwirkt."

„Ich erkenne keine Offiziere unter einem Rebellenhaufen", erwiderte der Lieutenant kurz.

„Bursche!" rief Wiellinger in heftig aufbrausendem Zorne, während er rasch eine Pistole aus dem Gürtel zog.

Doch schnell seine Leidenschaftlichkeit bezähmend, steckte er das Gewehr wieder ein, und mit dem Anscheine der größten Ruhe, aber mit beißendem Ausdrucke sagte er: „Gut denn, Herr Lieutenant von Gestern, so sprecht zu dem Rebellenhaufen!"

„Nehmt es, wie Ihr wollt, Herr Achaz Ritter von Wiellinger auf Khättering und auf sonst wo", sagte der Offizier, nicht wenig erbittert, — aber ich, Freiherr von Klam, Lieutenant von Gestern, wie Ihr mich zu bezeichnen beliebt, eröffne denn hiermit, kraft meiner Vollmacht, daß allen Denen freier Abzug gestattet ist,

welche ihre Waffen niederlegen, mit Ausnahme der sogenannten Hauptleute, oder besser bezeichnet: Rädelsführer, deren Auslieferung der Herr Obrist, Freiherr von Löbel, als ersten Beweis der Rückkehr zur Ordnung und Unterthanenpflicht von den Begnadigten fordert und erwartet."

Der Herr Lieutenant hatte seinen Worten des scharfen Nachdrucks genug gegeben und konnte es sich nicht versagen, einen fragenden Blick der Menge, einen spöttischen deren Oberhaupte zuzuwerfen.

Dieser brach jedoch in ein kurzes Lachen, in das Lachen der mühsam zurückgehaltenen Wuth aus, und nochmals seine Hand an die Pistole legend, sagte er: „Junger Mensch, Du weißt nicht, was Du wagst; — wer würde jetzt vor mich hintreten, um mich zu hindern, Dich über den Haufen zu schießen? Doch ich habe Nachsicht mit Deiner Jugend, mit Deiner Unerfahrenheit. Sprich, sprich! übe Dein Rednertalent!"

Mit diesen Worten wandte sich der Ritter stolz ab und machte einige Schritte dem Schlosse zu. Es mochte aber ein anderer Gedanke in seiner Seele erwachen; denn er blieb stehen und blickte von Ferne dem jungen Offiziere zu.

„Hört mich, Ihr armen Verführten", rief dieser jetzt laut genug, daß es Jeder der Versammelten hören konnte, — „hört mich! liefert die Rädelsführer aus, legt die Waffen nieder — und — —"

„Jetzt hab' ich genug!“ donnerte der wilde Schlotter, und gerichtet war seine Pistole — der Brust des jungen Mannes zu. Unter dem Haufen der „Schwarzen“ begann es unruhig zu werden.

„Halt! nicht so!“ rief der Wiellinger. Mit einem raschen Sprunge war er an der Seite seines Obristwachtmeisters, und mit einem raschen Griffe hatte er dessen Arm gepackt. „Nicht so! der junge Mann glaubt in seiner Pflicht zu handeln, und in diesem Wahne soll er kein Opfer seines Unverstandes werden.“ Und sich stolz dem Lieutenant zuwendend, sagte er: „Geht, Herr Lieutenant, erzählt Eurem Herrn Obristen, wie Ihr die Sache hier getroffen; gebt ihm den guten Rath: er möge abziehen, in einer Stunde sei kein Rebell mehr innerhalb der Schanzen von Peurbach; freiwillig ziehen wir ab, gezwungen nicht. Doch sagt ihm auch: Wenn er glaubt, er werde sich hier einen glänzenden Sieg erkämpfen, so schwebe er in einem großen Irrthume. Mehr als dreimal so viel, als Ihr hier seht, sind noch verborgen, und zwar Männer, die zu kämpfen, zu siegen oder zu sterben verstehen. — Nicht so? meine Braven!“ rief er seinen Leuten zu.

„Sieg oder Tod!!“ brüllte die Menge.

„Meldet dieses meinem alten Kriegskameraden, dem Herrn Obristen von Löbel!“ sagte der Ritter. — „Schlotter, Du führst den Herrn Lieutenant ungefährdet über die äußersten Schanzen hinaus!“

„Mit vielem Stolze schritt der Ritter dem Schlosse zu. Schlotter führte den Lieutenant durch die einzelnen Wachtposten ins Freie hinaus; die „Schwarzen" begaben sich auf ihre Posten.

Eine Stunde später trat der Obristwachtmeister Schlotter in den Saal, in welchem Ritter Achaz von Wiellinger, in tiefes Nachdenken versunken, auf- und niederschritt. Die Miene des Eintretenden war eine sehr ernste, mürrische.

„Was hast Du denn? Du Grillenfänger!" rief ihm der Ritter entgegen.

„Schlecht stehen die Sachen", erwiderte der Angesprochene — „der verdammte Lieutenant hat Schwefel und Pech hineingeworfen; die Leute stehen bei einander und stecken die Köpfe zusammen, sie plauschen von Vergleich, von Waffenniederlegen und erlaubtem Abzug."

„So laß die feigen Hunde zum Teufel gehen!" fuhr Wiellinger auf, — „ein paar räudige Schafe sind genug, um eine ganze Heerde anzustecken."

„Es ist nicht die Rede von einem Paar", erwiderte Schlotter — „drei Pfarreien, die von St. Pangratz, Natternbach und Afing, wissen schon nicht recht, was sie thun sollen. Ziehen die nun ab, so sind nur noch die von Weibern, von Rottenbach und die aus dem Pramwalde, welche sich halten, — wenig genug —"

„Ja, Wenige sind es!" sagte Wiellinger. „Dann

können wir uns hier nicht behaupten", setzte er mit gedrückter Stimme hinzu.

„Und habt Ihr den Teufelssermon gehört? Auslieferung der Hauptleute und Rädelsführer!" — sagte Schlotter mit bezeichnendem Nachdruck.

„Auslieferung?!" rief Wiellinger — „so undankbar, so gottvergessen sollte das Volk sein? — Auslieferung Derer, welche an ihrer Spitze gekämpft, sie geführt, für sie Alles gewagt haben, — diese sollten die Bauern ausliefern?"

„Schützt es ja doch ihr Leben, ihre Freiheit; ich traue dem Gesindel Alles zu", sagte Schlotter sehr düster.

„Es ist nicht möglich! ich kann es nicht glauben!" rief Wiellinger in höchster Aufregung.

„Machen wir einen Ausfall, jetzt, wo es noch Zeit ist; denn noch sind die Burschen in Zweifel, was sie thun sollen, noch gehorchen sie Eurem Kommando, in wenigen Stunden vielleicht nicht mehr. Von allen Seiten drängen wir hinaus; was sich durchschlagen kann, schlage sich durch; was fällt, das fällt, — besser unter dem Schwerte des Dragoners, oder von der Pike eines Kroaten getroffen, als unter —"

„Als unter dem Beile des Scharfrichters", fiel ihm Wiellinger ins Wort — „und wie Du gesagt, so geschehe es. Triff alle Anstalten; von allen Seiten zugleich wollen wir hinausstürmen, es soll sie doch in

einige Verwirrung bringen. Ich und Du an der Spitze Derer aus den Pfarreien Wendling und St. Nikola wollen dem Löbel zu Leibe gehen; es sind brave Leute, die von Wendling und St. Nikola."

„Brav und treu", sagte Schlotter. Und in großer Eile, zugleich aber auch mit einer weit heiteren Miene, als bei seinem Eintritte zu bemerken gewesen, verließ er den Saal.

„Besser unter dem Schwerte eines Dragoners, als unter dem Beile des Scharfrichters", sprach der Ritter vor sich hin und schritt noch einige Male gedankenvoll im Saale auf und nieder. Bald darauf verließ auch er das Schloß.

Auf dem Marktplatze sammelten sich die Bauern, welche eben in dieser Zeit nicht zur Besetzung der Posten in den Schanzen verwendet waren. Herr Achaz von Wiellinger trat vor sie hin. Kurz war die Rede, die er an sie hielt. „Jeder von Euch", sagte er, „weiß es so gut, wie ich selbst, wie es um uns steht. Wir haben zwei Dinge zur Wahl: entweder wir warten ab, bis Denen draußen die Zeit zu lang wird und sie zu uns herein kommen, oder wir gehen zu ihnen hinaus. Dieses geschehe aber mit dem Schwerte in der Faust, muthig und entschlossen. Sieg oder Tod! sei unser Ruf."

„Man hat uns freien Abzug angetragen", sagte ein Bauer, einer aus der Pfarrei Afing.

„Aber unter welchen Bedingungen?“ fragte Wiellinger scharf, während sein durchdringender Blick auf Dem haftete, welcher soeben gesprochen hatte.

„Hm! die Bedingungen wären just nicht so übel“, sagte dieser, seinen Blick dem Nebenmanne zuwendend; er war nicht fähig, seinem Oberfeldhauptmanne fest ins Auge zu schauen.

„Nicht so übel?“ donnerte Wiellinger und seine Hand griff nach dem Pistole.

Schlotter, welcher vielleicht eben jetzt umsichtiger war, als sein Feldhauptmann, und es einsehen mochte, wie Alles davon abhing, keinen Zwiespalt unter den Truppen zu erregen, trat dazwischen und sagte begütigend: „Der Geilhofer hat es nicht so böse gemeint. Herr Feldhauptmann, laßt mich reden.“ — Und mit gar eindringlichen Worten setzte er den Versammelten den Plan auseinander, nach welchem sie das Unternehmen ausführen wollten, wobei er klugerweise auch nicht unterließ, das von dem Lieutenant gegebene Versprechen des freien Abzugs in starken Zweifel zu ziehen.

Es herrschte wieder die beste Stimmung — ob nun wirklich oder scheinbar, war ungewiß — unter der Menge.

Auch Wiellinger war wieder besänftigt, und mit vieler Zuversicht sagte er: „Haltet männlich zusammen, Ihr Braven! Haben wir doch schon manchen Sieg über die Söldlinge erfochten, so wol auch heute so viel, daß wir uns einen freien Abzug erzwingen!“

Der zuversichtliche Ton, in welchem Wiellinger und Schlotter sprachen, sowie der Umstand, daß jede andere Hülfe außer aller Erwartung lag, hatten einigermaßen wieder die verlorne Hoffnung und neuen Muth in der Brust der Kämpfer für das Evangelium belebt, zugleich ihnen auch die Ueberzeugung gegeben, daß es auf keine andere Art möglich sei, sich aus dieser Bedrängniß zu ziehen, als wie ihr tapferer Feldhauptmann beschlossen hatte. Dieser traf jetzt seine Anordnungen. Er theilte die Bauern in mehre Haufen. Auf verschiedenen Seiten sollten diese den äußersten Schanzen zurücken, alle einzelnen Posten an sich ziehen, und dann Alle zu gleicher Zeit, auf das gegebene Zeichen, einen Ausfall wagen.

„Für Gott und die reine Lehre! sei unser Ruf“, rief Wiellinger mit muthig flammendem Blicke — „und unter dem Beistande dessen, für den wir kämpfen, wollen wir zusammenhauen, was sich uns in den Weg stellt. Das ist mein Entschluß. Wer weigert sich, das Gleiche zu thun?“

„Ich nicht! — ich nicht! — ich nicht!“ riefen alle Stimmen umher.

„Nun denn, im Namen Gottes!“ sagte Wiellinger feierlich. „Frondberger, Staffelmaier, jeder Hauptmann an die Spitze seiner Kompagnie! Schlotter und die Leute aus den Pfarreien Wendling und St. Nikola, Ihr geht mit mir; wir wollen dem Löbel selbst zu Leibe gehen! — Marsch! Marsch!“ rief er, und der ganze

Haufe, wie er sich bereits unter den Hauptleuten zu Kompagnien geordnet hatte, rückte auseinander. Mit fester, männlicher Entschlossenheit zogen sie den verschiedenen Gegenden der äußersten Grenzen zu. Wiellinger und Schlotter, an der Spitze von etwa dreihundert schwarzen, gut bewaffneten Bauern, rückten nach jener Gegend, wo, wie man wußte, sich Obrist Löbel mit dem Hauptquartiere befand.

Der Schuß einer einzelnen Kanone fiel, und mit wildem Geschrei stürzten von allen Seiten, hinter den Erdwällen hervor, durch wildes Gestrüpp sich durchwindend, über die Ruinen der einzeln stehenden Häuser springend, die kampfwüthigen Bauern, — Gewehre und Pistolen wurden losgefeuert, der Ruf: Für Gott und die reine Lehre! erscholl, Sensen und Schwerter klirrten, die Vorposten der Kaiserlichen wurden zurückgedrängt. Aber Obrist Löbel war nicht unvorbereitet; er hatte dergleichen erwartet, und als jetzt die Kaiserlichen sahen, wie gering eigentlich die Anzahl der in einzelnen Haufen Hervorstürmenden war, erwachte ihre Kampflust, ungetrübt durch irgend einen Zweifel über den Ausgang dieses kühnen Angriffs.

Die Trommeln wirbelten, die Musketiere gaben ihre Dechargen; die Trompeten schmetterten, die Kavallerie machte ihre raschen Schwenkungen; näher und näher rückten die Schwadronen und Fähnlein den Schwarzen. Der Ausfall wurde kräftig aufgehalten, mit großem

Verluste die Haufen zurückgedrängt; in wilder Flucht eilten die Bauern wieder ihrem Schutzwerke zu. Wiellinger, Schlotter und die Muthigsten der Hauptleute wurden trotz ihrer Anstrengung mit fortgerissen, und die Dragoner, auf ihren Pferden ungestüm den Fliehenden nachdrängend, hieben nieder oder überritten, was ihnen in den Weg kam. Auch die Musketiere, die Piken- und Lanzenträger drängten sich den Fliehenden nach, und innerhalb der Schanzen begann ein fürchterliches Gemetzel. Da warfen die Bauern aus den drei Pfarreien ihre Waffen weg und ergriffen ihre Hauptleute, um sie als Rädelsführer, wie sie von den Siegern benannt wurden, auszuliefern. Die kaiserlichen Offiziere hatten für solche Fälle ihre gemessenen Befehle, und wo sich diese ereigneten, wurde der Kampf sogleich eingestellt. Dennoch wurden an diesem einen Tage bei tausend Bauern erschlagen.

Nachdem aber bereits allenthalben im Dorfe und in den Schanzen der Kampf sein Ende gefunden hatte, währte er noch auf dem Kirchhofe in fürchterlicher Wuth fort. Hierher hatten sich Wiellinger und Schlotter mit den Männern von Wendling und St. Nikola zurückgezogen. Alle diese wußten es, daß sie keinen Pardon zu erwarten hatten, und waren fest entschlossen, hier zu sterben, aber auch im verzweiflungsvollen Kampfe ihr Leben theuer genug zu verkaufen.

Es war ein wildes Handgemenge, wo Trupps gegen

Trupps, Einzelne gegen Einzelne kämpften; aber der eindringenden Pikenträger wurden immer mehr. Endlich erlagen die heldenmüthigen Bauern der Ueberzahl. Hunderte waren gefallen, Hunderte durch die auf sie stürzende Menge zu Boden gedrückt und mit Ketten, Stricken oder Riemen, was sich eben vorfand, geknebelt; nur Wenigen war es gelungen, zu entfliehen.

Der Glockenthurm leistete aber immer noch Widerstand. Wiellinger und Schlotter hatten sich mit einer kleinen Schaar hineingeworfen; die Thür zur Treppe war verrammelt; aus den Mauerlöchern und von der Gallerie herab wurde auf Jene gefeuert, die es auf sich genommen hatten, den letzten festen Platz, den die Rebellen behaupteten, zu nehmen.

Obrist Löbel forderte die Besatzung zur Uebergabe auf, aber man antwortete mit Schüssen, und der Ritter schrie herab, daß er sich unter keiner Bedingung ergeben werde.

„Schweres Geschütz her!“ rief Löbel — „schießt den Thurm zusammen, daß seine einstürzenden Mauern die Unsinnigen begraben, die es wagen, uns jetzt noch Widerstand zu leisten.

Und die Kanonen wurden herbeigeführt, die Feuerschlünde donnerten, und von den Kugeln zerschmettert prasselten die Quadern herab.

Da schrie es drinnen: „Pardon!“ — Die Pforte ward von Innen aufgestoßen, und die Bauern stürzten

waffenlos heraus, den mit Stricken gebundenen Wiellinger und den wuthschäumenden Schlotter sich nachschleifend.

Der Ritter blutete aus mehren Wunden, er hatte wie ein Löwe gekämpft, und eben Die, für welche er gefochten, für welche er geblutet, hatten jetzt den Erschöpften überwältigt, um durch seine Auslieferung Begnadigung zu erhalten. — Löbel übergab die Gefangenen einem gedienten Offiziere mit dem Befehle, für sie Sorge zu tragen.

Der letzte Kampf des für sein Recht und seinen Glauben aufgestandenen Volkes hatte geendet mit einer vollkommenen Niederlage der Kämpfer, gerade in der Gegend, wo die ersten Regungen des Aufstandes sich gezeigt. Löbel ließ die Schanzen sowol um Peurbach als allenthalben an den Grenzen des Inn- und Hausruckviertels der Erde gleich machen und vereinte sich dann mit dem von Wolfseck herüberrückenden General Pappenheim zum feierlichen Siegeseinzug in Linz.

Neuntes Kapitel.

„Prinz, Sie sind frei."

Don Carlos, 5. Akt, 2. Auft.

Es war noch früh am Morgen, doch herrschte in Linz bereits ein gar reges Leben. Das Volk wogte auf den Plätzen und in den Straßen auf und nieder, Karossen rasselten schwerfällig, aber desto polternder durch die auseinander weichende Menge hin, einzelne Reiter oder mehre beisammen sprengten hier= und dorthin, verschiedene Trupps mit wehenden Fahnen und Innungszeichen zogen von ihren Sammelplätzen der Landstraße zu, einige Fähnlein Musketiere und ein paar Schwadronen baierischer Dragoner, welche bisher die Besatzung der Stadt ausgemacht hatten, folgten ihnen. Es war ein sehr reges und dazu auch freudig bewegtes Leben, was in Linz herrschte. Die Nachrichten von alle den Siegen, welche der Pappenheimer und Obrist Löbel über die Rebellen erfochten hatten, waren eingelaufen, kein Bauernheer im ganzen Lande war mehr zu sehen, der

fürchterliche Aufstand gedämpft, Ruhe, Friede und Sicherheit standen in Aussicht nach einer langen Zeit der Unruhe, Gefahr und Bedrängniß; heute zogen die Sieger, die Friedensstifter ein, und der Statthalter hatte einen feierlichen Empfang anbefohlen. Kanonendonner, Glockengeläute, Trompetentusche sollten sie bewillkommnen, Garnison, Zünfte und Innungen ihnen entgegenrücken. Aber nicht anbefohlener Maßen zog ihnen Alles entgegen, Alles, was Leben hatte und nicht eben durch Krankheit oder anderes Hinderniß davon abgehalten wurde. — Ob nun in der Brust eines jeden Einzelnen dasselbe ungetrübte, freudige Gefühl über die Siege der kaiserlich-baierischen Truppen und die Niederlage und vollkommene Aufreibung der Bauernarmee herrschte, wollen wir nicht in nähere Erwägung ziehen; wo träfe man unter einer Masse Volkes, aus vielen Tausenden bestehend, bei einem wie bei dem Andern gleiche Ansicht, dasselbe politische Interesse? bringt man doch nicht zwei Köpfe unter Einen Hut. Aber so viel ist gewiß, daß sich die ganze Bevölkerung von Linz der Vorstadt zudrängte, um den Einzug der Sieger zu sehen.

„Ob in der Brust eines jeden Einzelnen wol dasselbe freudige Gefühl über die Niederlage der Bauern herrsche?" haben wir als zweifelnde Frage hingestellt. In Einer Brust gewiß nicht, aber dieses nicht in Folge einer von der allgemeinen sich abscheidenden Ansicht,

nicht durch ein besonderes politisches Interesse bedingt. Im Gegentheil, diesem nach hätte wol die freudige Zuversicht, daß sich jetzt Alles zum Guten wenden werde, die Oberhand gewonnen; denn es war zu hoffen, daß der Kaiser durch dieses traurige Beispiel belehrt, keine Zeit versäumen werde, um die fremden Söldlinge der Pfandherrschaft zu entfernen, und selbst wieder milder Regent und Beherrscher seines Volkes zu sein, es war zu hoffen, daß er in manchen Dingen sich nachgiebiger zeigen werde, um sich das Zutrauen und die Liebe dieses Volkes zu erwerben und zu erhalten, es war dann aber auch zu hoffen, daß eben da wieder Ruhe, Eintracht, Betriebsamkeit und Wohlstand eintreten werde, wo die Natur so viel Begünstigendes gethan, und dieses nur durch ein starres Anfeinden der Menschen gegen einander gestört werden konnte. Welcher treue Sohn des Vaterlandes wird nicht freudig erregt sein, wenn er der Hoffnung Raum geben darf, dort wieder Ruhe einziehen zu sehen, wo so lange die Hyder eines wüthigen Volksaufstandes mit dem eigenen Blute die Felder gedüngt und immer wieder aus sich selbst zu neuem Verderben erstanden war? — Aber kann sich der Mensch des Egoismus entschlagen? — ist er sich denn doch nicht immer selbst das Theuerste? — er und die ihm zunächst stehen? Vergißt er wol so leicht über der Wohlfahrt eines ganzen Volkes seiner selbst, seines Vaters, seines Bruders? — Gewiß nicht, dieses liegt nicht in der Natur

des Menschen, und verzeihlich ist wol auch dieser Egoismus bis auf einen gewissen Punkt, verzeihlich wol auch, daß unser junger Freund, Hanns von Wiellinger nicht mit voller, ungetrübter Freude in den Siegesjubel über die Niederlage der Bauern einstimmen konnte. Er mußte es als ein für sein Vaterland glückliches Ereigniß ansehen, daß der Pappenheimer die Schlachten siegreich geschlagen, die Bauern auseinander gejagt, die Rädelsführer des Aufstandes gefangen eingebracht habe; aber konnte er sich darüber freuen? — war nicht sein Vater das Haupt dieses Aufstandes, war nicht eben Dieser der Geschlagene? — was stand ihm, dem Ueberwundenen, dem gefänglich Eingebrachten bevor? — — Gefangenschaft! — Welch' ein peinliches Gefühl befällt nicht die Seele des Menschen schon bei dem Gedanken an die langen, in einem steten Einerlei fortlaufenden Stunden der Gefangenschaft! — und wer glaubt es nicht, daß mit jeder Stunde die Schwere der Fesseln wächst, welche mit dem Leibe auch Geist und Seele umgürten? wer findet es nicht erklärlich, daß Menschen, welche jahrelang unter dem Drucke physischer und moralischer Fesseln geschmachtet haben, die Stunde sehnlich herbeiwünschen, in der durch einen schnellen Tod ihre Gefangenschaft das Ende erreicht? — Und wenn auch die Zeit von einigen Wochen, während welcher Hanns von Wiellinger im Wasserthurme saß, noch keinen Wunsch dieser Art hervorgerufen, so hatte sie doch gewiß eine

Art von Abspannung und Herabstimmung seiner geistigen Kräfte hervorgebracht, die ihn weit weniger empfänglich für äußere Eindrücke machte. Auf das kleine Gemach, hoch oben im Thurme, war er beschränkt, keine Bewegung war ihm gestattet, als das Auf- und Niedergehen zwischen den engen Wänden; keine Erholung und Aufheiterung war ihm gegönnt, als daß er zu dem kleinen eisenvergitterten Fenster hinaus auf die den Tag über wechselnden Scenen des Stadtplatzes hinabschauen konnte. Niemand durfte zu ihm, Niemand kam zu ihm, als der alte Profoß, ein gar geschwätziger, wol auch gutmüthiger Alter. Aber was erzählte ihm dieser? — was ihm während der kurzen Zeit seiner Kriegsjahre täglich sich wiederholt und so ziemlich auf Eins hinauslief. Von der Gegenwart sprach er kein Wort, auch nicht, als der Gefangene ihn darum befragte; er mochte wol in dieser Hinsicht gemessene Befehle haben. Auch über Personen, nach denen Wiellinger sich erkundigte, wußte er nichts zu sagen, oder gab wenigstens vor, nichts zu wissen. Der sich des Tages drei Mal wiederholende Besuch des geschwätzigen Profoßen brachte ihm bald eher Überdruß, als Zerstreuung.

Anfangs stellte er öfters die Frage, ob es denn nicht nochmals zu einem Verhöre komme; aber als stets dieselbe Antwort erfolgte: „Ich weiß es nicht!“ unterließ er es, auch sich darnach zu erkundigen. Die trübseligen Stunden vergingen sehr schwerfällig und lang-

sam, ohne daß etwas vorfiel, was die einförmige Leere seiner Gefangenschaft unterbrochen hätte. Er hörte nichts von den Anstrengungen der Bauern, nichts von den Unternehmungen der Truppen gegen sie, nichts von den Ereignissen der Welt draußen. Anfangs wurde er sehr verdrießlich über dieses Leben zwischen vier Wänden. In seinem Mißmuthe stieg einige Male der Gedanke in ihm auf, ob er nicht beinahe besser daran wäre, wenn er als erwiesener Theilnehmer des Aufstandes hier gefangen säße, wo er doch eine schnellere Beendigung des Verfahrens zu hoffen hätte; aber dann rang er mit Erfolg mit der Verzweiflung seiner Gedanken, wie jeder Mann von kräftigem Geiste dies thun wird. Er ließ seine Einbildungskraft nicht bei traurigen Dingen verweilen, hatte er ja doch Einen großen Halt und Trost: ein Gewissen rein von Schuld; er war sich bewußt, recht gehandelt, das Gute gewollt zu haben. Er strebte, sich Gegenstände für Aufregung seines Intresses an der Außenwelt zu verschaffen, und von seinem Fenster aus machte er seine Beobachtungen und Bemerkungen über die Leute, welche sich auf dem Stadtplatze herumtrieben. Er suchte darin Vergnügen und Aufheiterung, bei sich selbst Vermuthungen aufzustellen, ob dieser oder jener Vorüberschreitende in Geschäften sich beeile, oder nur als Spaziergänger zu betrachten sei — wol eine ganz simple Unterhaltung, aber es war nur, daß er sich Gegenstände für sein Interesse suchte. Doch Stunden, Tage

und Wochen verflossen, o, die lange peinliche Zeit der Gefangenschaft! — Endlich fand seine Phantasie an diesem einförmigen Zeitvertreibe auch keine Nahrung mehr, er hatte nichts mehr, was seine Gedanken beschäftigte, und in einer förmlichen Apathie seiner Geisteskraft lag er die meiste Zeit, auch den Tag über, auf seinem Bette, vor sich hin denkend, wenn man anders ein unklares, verworrenes Brüten mit diesem Namen bezeichnen kann.

Doch heute ward er plötzlich aus diesem Zustande durch den zur ungewöhnlichen Zeit am frühen Morgen in sein Gemach tretenden Gefangnenwärter erweckt. Des Mannes Zunge schien heute gelöst.

„Herr“, sagte er gutmüthig, „jetzt ist wol bald die Zeit Eures Hiersitzens zu Ende. Die ganze Geschichte ist aus, und jetzt kommt es wol an das Verhören, Aburtheilen, Strafen und Pardoniren. Nun, wie die Herren gerade gelaunt sind. Für Euch bangt mir gar nicht; denn einmal habt Ihr ja nicht so viel verbrochen, und zweitens ist der Pappenheimer, wie ich gehört habe, Euer guter Freund.“

Unser junger Ritter war vom Bette aufgesprungen. Die Worte des Profoßen waren ihm vielverkündende. Hastig drängte sich Frage auf Frage; aber der Alte ließ sich heute nicht lange fragen, schien doch wirklich seine Zunge jeder Fessel entledigt. Gutmüthig plaudernd er-erzählte er ihm Alles, was er wußte, von den Schlachten und von den Niederlagen der Bauern bei Efferding,

Gmunden, Peurbach, auch wie das Volk auseinandergegangen sei, und wie die Truppen des Pappenheimer heute Nacht in den Dorfschaften, eine Stunde von Linz entfernt, Rast gehalten hätten, um heute Morgen ihren Siegeseinzug zu halten. Er sprach da auch von Einbringung Vieler, welche sich hier bei dem Aufstande als Hauptrebellen erwiesen hätten, setzte aber auch hinzu, daß es Mehren gelungen sei, noch bei guter Zeit flüchtig zu werden, um, wie man vermuthete, sich nach Böhmen zu begeben.

Wie wir gesagt haben: alle Apathie der Geisteskraft, durch wochenlange, einförmige Gefangenschaft erzeugt, war durch die wenigen Worte des Profoßen gehoben, und mit aller Elasticität eines raschen jugendlichen Gemüthes faßte unser Wiellinger sogleich den Gedanken: Mehren ist es gelungen, durch die Flucht zu entkommen, wol auch dem Vater! Aber er wollte Gewißheit haben, er fragte den Alten gradezu: „Was ist es mit dem Feldhauptmanne, mit Herrn von Wiellinger?“

„Von dem weiß ich nichts zu sagen“, erwiderte der Alte gutmüthig ausweichend, „und ist es ihm auch nicht gelungen, sich bei rechter Zeit davon zu machen, so glaube ich doch nicht, daß man mit ihm so, wie mit dem gemeinen Volke verfahren werde. Ist ja einer vom Adel, so Einer hat ja doch seine Freunde, die für ihn die guten Worte nicht sparen werden.“

Wiellinger wandte sich von dem Profoßen ab, schwer

waren ihm dessen Worte aufs Herz gefallen. Er wußte es jetzt mit Bestimmtheit, daß sein Vater unter den eingebrachten Hauptrebellen sich befände, die Trostworte des Alten fanden bei ihm keinen Eingang; er wußte gar wohl, was der Oberfeldhauptmann der Rebellenarmee zu erwarten habe, eben weil er einer vom Adel war. Er wandte sich dem Fenster zu und starrte in die blaue Winterluft hinaus.

Dem guten Alten that es herzlich leid, seinen jungen Gefangenen in einer so schmerzlichen Aufregung der kindlichen Gefühle erblicken zu müssen, aber helfen konnte er nun einmal nicht, und so schlich er sich leise davon.

Wiellinger war allein. Er schritt in seinem kleinen Gemache auf und nieder. Empfindungen der wiedersprechendsten Art, aber erklärlich genug, wenn wir ihn als Mensch, Bürger und Sohn betrachten, kämpften sich in seiner Brust ab. So verging ungefähr eine Stunde; da vernahm er ein Getöse, welches vom Stadtplatze zu ihm heraufdrang und immer näher zu kommen schien. Das Gesumme einer großen Menschenmenge, das Klirren von Waffen, der gleichförmige Schritt Mehrer, für das daran gewöhnte Ohr das sichere Kennzeichen einer anmarschirenden, regelmäßig exercirten Heeresmacht, dazwischen Trommelwirbel, Trompetentöne, Kommandowort, dieses Chaos von Tönen drang an sein Ohr, und er trat ans Fenster. So ist der Mensch: er will Gewißheit, und sei sie eine noch so schmerzliche, stets zieht er

sie dem Ungewißen vor; Wiellinger erwartete ganz sicher unter den eingebrachten Gefangenen seinen Vater zu sehen, er wollte ihn sehen! — —

Eine Masse von Schaulustigen wälzte sich vor dem Zuge her, — ebenso Viele drängten sich zu beiden Seiten desselben hin, unter Geschrei und Jauchzen. — Der Pöbel einer großen Stadt ist immer frech, wenn er Gelegenheit findet, ein Geschrei anzustimmen, und diese Gelegenheit findet er bei jeder Sache, die ihn zusammenrottet. Der Zug selbst war ein sehr eigenthümlicher, an die Einzüge der römischen Triumphatoren erinnernd, aber für den Feinerfühlenden gewiß nicht von der Art, um ein Jubelgeschrei anzustimmen. Unglückliche Landleute, muthige Kämpfer für den Glauben und gegen den Fremdendruck, unter welchem die Bewohner von Linz schmachteten, wurden eingebracht, eingebracht von den Söldlingen der Fremdherrschaft, von den Unterdrückern der reinen Lehre: aber der Pöbel schrie dennoch Juchhei!

Die Kaiserlichen unter dem Befehle des Obristen Freiherrn von Löbel hatten unterwegs eine andere Bestimmung erhalten. Es war ihnen der Befehl geworden, Enns und die untere Gegend des Traunkreises zu besetzen, sowie Obrist Preuner in Freistadt, der Herzog von Holstein mit seinen Truppen in Efferding verblieb. Der General von Pappenheim mit den Churfürstlichen zog daher allein ein. Es war eine sehr zusammenge-

schmolzene Armee, auch fehlte ihnen der militärische Glanz, der bei ihrem damaligen Einmarsche die schaulustige Menge blendete. Die Bauern hatten ihnen gewaltig zugesetzt, aber der Zug war dennoch ein ausgedehnter, — dies machten die Rüstwagen mit Gefangenen beladen und die Menge von denen, welche so rüstig waren, um zu Fuße ihrer schrecklichen Bestimmung entgegen zu gehen. — Der Zug bewegte sich vom Welserthore an der einen Häuserreihe herab, beim Wasserthurme vorbei und an der andern Häuserreihe hinauf. Oben wieder angekommen, sollte sich Alles aufstellen; denn dahin wollte der Statthalter kommen, um seinen siegreichen Stiefsohn zu empfangen, um die Truppen ihrer Thaten wegen zu beloben und die eingebrachten Rebellen in Augenschein zu nehmen.

Am Wasserthore ging der Zug vorbei. Unser junger Freund stand am Fenster, er hielt sich fest an das eiserne Gitter, krampfhaft packten die Hände die Stäbe, starr war sein Blick hinabgewendet — doch, er konnte nicht zurücktreten.

Die Stadtobrigkeit, die Zünfte und Innungen hatten die Sieger am äußersten Ende der Vorstadt auf der Landstraße glückwünschend empfangen und gingen ihnen nun im Aufzuge voran. Darauf folgte eine Schwadron baierischer Dragoner unter lebhaftem Trompetengeschmetter. Jetzt kam eine Abtheilung der Gefangenen, in Reihe und Glied geordnet, wol einige Hundert an der Zahl,

„schwarze Bauern" in ihrer gewöhnlichen Kleidung, zwei und zwei mit Stricken an den Händen zusammengebunden. Diese schritten ernst und fest hin, sie hatten Alles gewagt, Leib und Leben, Alles verloren, nur nicht die Ueberzeugung, für ihr Recht, für ihren Glauben Alles gewagt zu haben, — jeder Einzelne ein Held, Achtung fordernd auch als gefangener Rebell! — Wieder folgte eine Schwadron Dragoner, dann aber der Sieger General Heinrich Gottfried Graf von Pappenheim, auf seinem Schwarzhengst, an der Spitze seiner Lanzenreiter, der kühnen Streiter, welche bei Gmunden und auch sonst öfter das Glück des Tages errungen hatten. Dann kamen Wagen, von den Kroaten umgeben: auf dem ersten lag, mit bandagirtem Fuße, ein junger Mann; sein Angesicht war blaß, die Miene schmerzhaft verzogen, das Schüttern des Wagens schmerzte ihn; aber dennoch war mit einem stolzen Blicke sein Auge dem blauen Himmelsgewölbe zugewendet, fast siegesfreudig glänzte es, als wolle es sagen: „Alles für dich, der du da oben thronst über den Sternen!" — Doch da rollte der zweite Wagen nach; unser Wiellinger blickt hin, mit scharfem Auge, und beide Hände vor das Gesicht schlagend stürzte er vom Fenster weg. — —

Qualvolle Gedanken, schreckliche Empfindungen durchschauerten seine Seele, und in einem fürchterlichen Zustande verbrachte er die Stunden des Tages. Dieser wurde am Abende durch das Eintreten mehrer Männer,

von denen der Voranschreitende hastig die Thüre des Zimmers geöffnet hatte, gestört. Es war schon sehr dunkel, Wiellinger konnte keinen der Eintretenden erkennen. Er sprang vom Bette auf, wo er den ganzen Tag über in dumpfem Hinbrüten gelegen hatte. Sein erster Gedanke war, man hole ihn heute noch zu einem peinlichen Verhöre, aber —

„Ei zum Henker, da ist es ja rabenfinster; schafft doch Licht!" rief eine bekannte Stimme.

„Mein General!" rief Wiellinger überrascht.

„Ja, ja! Euer General, und so erwarte ich noch öfters von Euch angesprochen zu werden", erwiderte der Pappenheimer mit dem Ausdrucke einer freudigen Regung; „doch seht Euch doch nach Licht um."

In diesem Augenblicke trat aber auch der Profos, einen Doppelleuchter mit brennenden Kerzen tragend, ein. Wiellinger warf einen Blick dem General zu, einen zweiten auf dessen Begleitung. Es waren zwei Offiziere, Herr Wolf Dietmar von Grienthal und ein Mann in Schwarz gekleidet, dem man es sogleich ansah, daß er zum Schreibgeschäft gehöre. Dieser nahm dem Profoßen ohne Säumniß den Leuchter ab, stellte ihn auf das kleine Tischchen, welches einen Theil des ärmlichen Meublements der Stube ausmachte, stellte auch Dintenfaß und Sandbüchse darauf, breitete einige Bogen Schriften vor sich hin, nahm die Feder zur Hand und schien nun, auf einem Stuhle hinter dem

Tische postirt, mit wichtiger Miene dessen gewärtig zu sein, was da kommen werde.

„Macht nicht so viel Umstände, Herr Secretarius", sagte der General in bester Stimmung — „wir Männer vom Schwerte machen unsere Sache kurz. Nicht wahr, mein lieber Rittmeister Wiellinger?"

Dieser war überrascht und höchst verwundert; er wußte nicht sogleich passende Worte zu finden, seine Ueberraschung auszudrücken. Der General ließ ihn aber gar nicht dazu kommen, sondern fuhr sogleich fort:

„Hier ist Euere zu Protokoll gegebene Aussage", — er nahm vom Tische eine Schrift — „wodurch Ihr dargethan, daß Ihr nur kurze Zeit im Lande waret, von den da herrschenden Unruhen kaum einige Kenntniß hattet, nie Euch darein verflochten habt und auch sie selbst nie hättet billigen können. Seine Gnaden der Herr Statthalter, Graf von Herberstorf, hat anderweitigen Erkundigungen zufolge Euere Aussage für wahr befunden; Ihr seid für unschuldig erklärt."

„So wie es recht ist", sagte Wiellinger, der sich bereits von seiner ersten Ueberraschung erholt hatte.

„Und wie es hier unten durch Unterschriften, Siegel und andern Firlefanz bestätigt ist", sagte der General. „Nehmt die Schrift, bewahrt sie gut; vielleicht könnt Ihr davon noch Gebrauch machen."

Wiellinger nahm die Schrift und fand in der That Alles so, wie der General gesagt hatte.

„Hier ist nun eine andere Schrift, welche Ihr unterfertigen müßt“, fuhr der General fort, „wodurch Ihr als Offizier und Kavalier Euer Wort gebt, Oesterreich zu verlassen und so lange auswärts zu bleiben, bis hier Alles zu Ende gebracht ist und Se. Majestät der Kaiser selbst Euch wieder gestattet, nach Eurer Heimat zurückzukehren.“

„Ich soll fort, jetzt fort?“ rief Wiellinger erschüttert — „und mein Vater?“

„Helfen könnt Ihr ihm nicht, eher schaden durch Widersetzlichkeit“, sagte der General kurz; „unterschreibt! ich habe für Euch gutgesagt.“

Wiellinger zauderte.

„Unterschreibt!“ rief der General etwas aufbrausend, „das Mögliche wird geschehen. Bringt nicht selbst durch Widersetzlichkeit der ganzen Sache argen Schaden“, setzte er leise hinzu.

Wiellinger unterschrieb seinen Namen.

„So, Herr Secretär, nehmt diese Schrift und bringt sie sogleich dem Herrn Statthalter; für das Uebrige bürge ich“, sagte der General.

Der Schreiber nahm die Urkunde, warf Sand darauf, faltete sie sorglich zusammen und empfahl sich mit einigen tiefen Verbeugungen.

„Gut, daß der Federfuchser fort ist“, rief der General; „nun aber, Freund Rittmeister, nicht einen Augenblick Aufenthalt. Ihr müßt in dieser Stunde noch fort.“

„In dieser Stunde noch?“ fragte Wiellinger mit gedrückter Stimme. „Ist es mir nicht einmal vergönnt, von meinem Vater Abschied zu nehmen?“

„Dies am wenigsten“, erwiderte der General; „es war eine Hauptbedingung meines gnädigen Herrn Stiefvaters, daß Ihr auf die Minute das Land verlasset.“

„Und wenn ich es nun vorzöge, hier zu bleiben, mein Möglichstes zu versuchen, um meinen Vater zu retten —“ sagte Wiellinger.

„Würde nichts nützen“, erwiderte der General — „Ihr bliebet im Arreste, würdet verhört und wieder verhört, und wie es da noch endigen möchte, kann Niemand verbürgen. — Für Euern Vater auch nur etwas zu thun, wäre Euch gewiß unmöglich; hättet Ihr doch für Euch selbst genug zu sorgen. — Fort, Rittmeister, fort! Umsonst will ich nicht mein ganzes Rednertalent den Tag über versucht haben, um meinen gestrengen Herrn Vater zu Euern Gunsten zu stimmen. Morgen mit dem Früheſten ziehe ich nach Gmunden und könnte gar nichts mehr für Euch thun. So folgt doch meinem Rathe, Wiellinger, — seht, daß Ihr fortkommt. Hier habt Ihr einen Brief an den Wallenstein, er wird Euch gut aufnehmen; in wenigen Wochen folge ich Euch nach Ungarn, und da wollen wir sehen, ob Peter von Mannsfeld und der Bethlen Gabor unsern Dragonern mit Piken bewaffnetes Fußvolk entgegenstellen oder nicht. Heda, Wiellinger, wie wollen wir da wieder

Fähnlein auf Fähnlein werfen, Ihr und ich, — und sie sollen wol noch oft genug rufen: Das sind die Pappenheimer!“

„Es fällt mir sehr schwer, ja, ich halte es sogar der Pflicht des Sohnes geradezu widersprechend, nur für mich selbst zu denken und zu sorgen und das Land zu verlassen, während der Vater gefangen ist, von einem gefährlichen Prozeß bedroht, wo er Niemand, gar Niemand hat, der seine Sache führt, sich für ihn verwendet, auf dem Wege der Gnade, wo das Recht verloren gegangen ist. Herr General, ich kann nicht fort!“ sagte Wiellinger mit Resignation.

„Nun so bleibt denn da, zu Eurem eigenen Verderben!“ rief Pappenheim unwillig, und gar deutlich traten die Zeichen der heftigen Aufregung hervor, während er sich dem Fenster zuwandte und in die schwarze Nacht hinausblickte.

Jetzt übernahm es der Freiherr von Grienthal, dem jungen Manne die triftigsten Gründe anzuführen, denen zufolge er nicht einen Augenblick säumen sollte, von der gnädigen Erlaubniß, Oberösterreich zu verlassen, Gebrauch zu machen. Von größtem Erfolge war jedoch die Aussicht, welche der Freiherr ihm eröffnete, daß er durch sein Hierbleiben, eben als Gefangener, gar nichts zu Gunsten seines Vaters unternehmen könne, während er in der Ferne, namentlich in der Nähe Wallensteins, sehr Vieles, ja durch diesen in gegenwärtiger Zeit fast

allmächtigen Mann selbst das Beste erlangen könne. — Diese Aussicht wirkte, und mit sanguinischer Eilfertigkeit zeigte unser Wiellinger sich jetzt bereit, sogleich abzureisen.

„So gefallt Ihr mir", sagte jetzt der General freudig. „Thäte mir leid um einen so tüchtigen Reiteroffizier, wenn er hier mir nichts dir nichts, in Bausch und Bogen mit Pflegern, Stadtrichtern und Bauernvolk sollte gerichtlich behandelt werden. Also fort, Freund; diese beiden Herren Offiziere begleiten Euch — so will es der Statthalter — bis Mölk, wo sie den kaiserlichen Kommissären von der völligen Beendigung der Sache berichten sollen. Ihr aber zieht weiter; Wien vermeidet, und wendet Euch durch einen kleinen Umweg sogleich über Preßburg nach Novigrad. Dort werdet Ihr den Wallenstein treffen. — Hier habt Ihr Päße, Empfehlungsschreiben, und hier habt Ihr Geld, Ihr werdet es benöthigen. Keine Umstände, keine Umstände zwischen Kriegskameraden; vielleicht trifft sich noch einmal der Fall, daß ich mich an Euch wende."

Ueberrascht und verwirrt hörte Wiellinger diese Worte und nahm, was der General ihm reichte.

„Vielleicht möchtet Ihr sonst noch von irgend Jemand Euch beurlauben", setzte der General in dem Anfluge einer fröhlichen Laune hinzu — „wenigstens erinnere ich mich dessen, was Ihr mir damals von

Eurem Entkommen aus Lambach gesagt habt, — aber das geht ebenfalls nicht an. Herr von Grienthal ist wol so gefällig, hierüber Euere Aufträge zu übernehmen", setzte er lächelnd hinzu.

Der Freiherr sah verwundert den General und wieder den Wiellinger an.

Dieser aber sagte unter einem leichten Erröthen: „Herr General, in meinen gegenwärtigen Verhältnissen ist es wol nicht an der Zeit —"

„Nun, nun, kommt Zeit, kommt Rath", lachte der General — „auf jeden Fall, Kavalierparole: Ich verrathe Euch nicht."

Einer der Offiziere brachte jetzt mit aller Bescheidenheit in Erwähnung, daß es wol dem Befehle des Herrn Statthalters gemäß an der Zeit sei, sich auf die Reise zu begeben.

„Ihr habt Recht, Herr Lieutenant", sagte der General — „und es ist gut, wenn Ihr die Zeit benutzt, eben geht der Mond auf. Ihr habt einen herrlichen Nachtritt. Herr von Wiellinger, der Goldfuchs ist ein tüchtiges Pferd, reitet ihn mir zum Andenken. Lebt wohl; vor Novigrad oder sonstwo sehen wir uns, und das recht bald!"

Er drückte dem Wiellinger herzlich die Hand, ebenso auch der Freiherr von Grienthal.

Der General war bereits zur Thüre hinaus, da konnte Wiellinger doch eine Frage nicht unterdrücken.

„Wie steht es mit Herrn von Weng?“ fragte er in aller Eile den Freiherrn.

„Ganz gut“, erwiderte dieser, „vorgestern ist seine Begnadigung von Wien eingelaufen.“

„Grüßt mir den edlen Mann, auch das Fräulein, seine Tochter“, sagte Wiellinger, und dem Freiherrn nochmals die Hand schüttelnd, beurlaubte er sich von diesem.

In einer halben Stunde trabte eine kleine Abtheilung Reiter über den Platz, durch das Welserthor und durch die Vorstadt Landstraße, den Weg nach Ebelsberg verfolgend. Nochmals blickte Wiellinger auf die in voller Mondbeleuchtung daliegende Stadt zurück, und gar schmerzliche Gedanken tauchten da in seiner Seele auf. Doch seine Begleiter trieben zur Eile an, und im scharfen Trabe konnte es für die erste Zeit zu keinem Gespräche zwischen den Reisenden kommen. Dieß war unserm Ritter ganz Recht; konnte er doch so am ungestörtesten seinen Gedanken nachhängen. — Nach einem zweistündigen Ritte kamen sie über die Brücke bei Enns, und wie sie so ohne Aufenthalt die Straße verfolgten, wurden dem noch zeitweise umblickenden Wiellinger die vaterländischen Berge ferner und ferner gerückt, und — er war für mehre Jahre von seiner Heimat getrennt.

Zehntes Kapitel.

„Er zeigte mir, daß grübelnder Verstand
Den Menschen ewig in der Irre leitet — — —
Ich kehrte in der Kirche Schoos zurück,
Schwur meinen Irrthum ab in seine Hände."

Fr. v. Schiller.
Maria Stuart. 1. Akt, 6. Auftr.

Zur Ehre der schaulustigen Linzer, welche sich herangedrängt hatten, um den Einzug des Siegers Pappenheim zu sehen, muß jedoch nachträglich gesagt werden, daß, wenn auch gar tobendes Geschrei unb Juchhei in der Menge zu vernehmen war, so doch nichts, was eigentlich als Schimpf oder Spott den armen Gefangeneu gelten konnte; im Gegentheil: es gab recht viele, welche, als sie in die düster ernsten, vollkommene Resignation ausdrückenden Mienen der Meisten blickten, Andere aber wieder bleich, verzagt und niedergeschlagen einherschreiten sahen, — zu innigem Mitleid und wahrem Bedauern gestimmt wurden. — Der Anblick so vieler Unglücklichen, welche theils aus eigner Ueberzeugung, theils durch die drängenden Umstände bestimmt worden, für eine, wie es schien, von der Vorsehung selbst verloren

gegebene Sache, ihr Schwert zu ziehen, der Anblick dieser mit einer zur Schlachtbank getriebenen Heerde viele Aehnlichkeit bietenden Haufen, wahren Opfern des Glaubenseifers, stand in einem gar grellen Widerspruche zu den glänzenden, siegfrohen Truppen, welche sie begleiteten. Die Mehrzahl der Bewohner von Linz fühlte gewiß neben den Regungen eines freudigen Gefühles, daß diese so schwer und nachtheilig das Vaterland betreffende Rebellion ihr Ende ereicht hatte, auch die Regungen der Theilnahme, des Mitleides, des Bedauerns über das Unglük so Vieler, welche daran Theil genommen hatten.

Von diesem schönen Gefühle, dem Ausdrucke der Menschlichkeit, waren aber auch ganz sicher mehre ältere und jüngere Damen beseelt, welche an den Fenstern des ersten Stockwerkes eines weitläufigen Gebäudes auf dem Stadtplatze zu bemerken waren. Sie hatten sich hierher begeben, um nach dem allgemeinen Beispiel sich den Aufzug zu besehen; aber sie schienen kein Auge für dessen Siegesprunk zu haben, sondern ihre ganze Theilnahme den unglücklichen Gefangenen zuzuwenden.

Selbst die sonst immer fröhliche und von muthwilliger Laune sprudelnde Comtesse Martha war heute eine ganz Andere. Heute gewann ihr gutes Herz die Oberhand, und gar ernst blickte sie in des Gewühl hinab.

„Sieh nur“, sagte sie zu ihrer Fensternachbarin,

der sanften Magdalena Gräfin von Preising — „sieh nur die armen Leute, wie sie noch in Reih und Glied einhermarschiren müssen; nicht genug, daß ihr Inneres von Schmerz, Gram, Sorge, Angst zerfleischt ist, — müssen sie auch noch, von denen, die sie überwunden haben, gefesselt umgeben, das Ihrige dazu beitragen, um dem Siegeszuge desto mehr Prunk zu verschaffen."

„Die armen, unglücklichen Menschen!" sagte Magdalena, und ihre schönen Augen standen voll Thränen.

„Das sollte der Sieger nie thun", fuhr Martha fort. „Ist die Schlacht vorüber, sollte der Soldat auch wieder Mensch sein, — ja, er sollte dann um so zarter und freundlicher sich gegen seine Gefangenen benehmen, sollte durch den Gedanken: welchen Seelenschmerz leidet wol der, über den ich jetzt zu verfügen habe? so milde gestimmt werden, daß diese Verfügung so wenig drückend als möglich würde, — ist ja doch das Loos, ein Gefangener zu sein, schon an und für sich ein schreckliches."

„Ueberdieß für diese armen Leute", sagte Magdalena. „Was haben sie zu erwarten? Einkerkerung, den Tod von Henkershand, im güustigsten Falle Zwangarbeit in den Stadtgräben."

„Und zu diesen Ansichten das jubelnde Trompetengeschmetter, die fröhlichen Weisen der Spielleute, das Freudengeschrei des Pöbels, es ist herzzerreißend!" sagte Martha; „da bringen sie wol gar einen Schwer-

verwundeten!“ setzte sie mit vieler Theilnahme hinzu. Sie wendete ihren Blick dem von deu Kroaten umgebenen Wagen zu. Auch die Gräfin Preising sah hin, aber in demselben Augenblicke erblaßte sie, sie ergriff die Hand ihrer Freundin, in diesem Momente galt ihr Martha als diese mehr denn als Stieftochter; — „Martha, Martha, — hab' ich ihn erkannt? ist ers?“ flüsterte sie in großer Aufregung.

Martha warf einen forschenden Blick dem Wagen zu. Da sah sie in ein großes dunkles Auge, mit aufgeschlagenen langen Wimpern dem Himmel zugewendet, — da traf sie bekannte, von dem grellsten Weiß überkleidete Züge, — zwar waren diese schmerzhaft verzogen, auch umwallte die schlanke, jugendliche Gestalt nicht die dunkelbraune Kutte des heiligen Franziskus von Assisi; von einem grauen, abgenützten Reitermantel zur Hälfte bedeckt, das Bein in Linnenlappen eingehüllt und zwischen Holzschienen versichert, — so lag der junge Mann auf seinem Strohbette. Dennoch erkante ihn die Comtesse sogleich. „Frater Leonhart!“ rief sie, die Verhältnisse vergessend, aus.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß der Gefangene den in das wirre Gelärm der Menge hineinschallenden Ausruf vernommen hatte, doch wendete er eben jetzt den Blick dem Fenster zu, von woher er gekommen war. Wie ein elektrischer Schlag traf es da, — eine flüchtige Röthe überflog die Weiße seines Gesichts, der Oberleib

richtete sich zur Hälfte auf. Doch der erste Moment der Ueberraschung war vorüber, Leonhart schnell genug wieder er selbst. — „Thor!" rief es in seinem Innern — „warum freut es Dich, sie nochmals in diesem Leben zu sehen?" — und fest das Auge dem blauen Himmel zugewendet, die Hände unter der Decke des Mantels faltend, flüsterten seine Lippen: „Weise mir, Herr, einen Weg, daß ich deinen Namen zeige!"

Der Wagen rollte vorüber, Wagen an Wagen folgte, wieder kam eine Schwadron Reiterei, wieder ein Haufen gefesselter Rebellen, einige Fähnlein Fußsoldaten. Die Gräfin von Preising und ihre Stieftochter, Comtesse Martha blickten nicht mehr hinab. Sie hatten sich auf den Stühlen, welche in der Fenstervertiefung standen, niedergelassen und flüsterten eifrig mitsammen. Der Gegenstand ihres Gespräches mochte, wenigstens für sie Beide, ein sehr interessanter sein; denn sie vertieften sich so sehr in dieses, daß sie dabei die übrige Gesellschaft, welche mit ihnen zugleich die Zimmer des ersten Stockwerkes eingenommen hatte, um den Siegeseinzug des Generals Grafen von Pappenheim anzusehen, gänzlich vergaßen.

Endlich wurde allgemein aufgebrochen.

„Laß nur mich sorgen", sagte Martha halblaut zu ihrer Stiefmutter — „er darf es mir nicht abschlagen."

Aber er schlug es der kleinen inständigst Bittenden dennoch ab.

„Was kümmert Dich denn der Lärmprediger“, sagte der gnädige Herr Statthalter — „gerade mit diesem Gesindel will ich exemplarisch verfahren. — Die Burschen sind die Hauptaufwiegler. Umgürtet euere Lenden mit dem Schwerte, wenn es Noth thut — das ist der Refrain ihrer Sittenlehren; will Ihnen schon zeigen, was es mit dem Lendenumgürten für eine sonderbare Bewandniß hat, — der Gürtel soll sich aufwärts schieben, bis zum Halse hinauf — dann können sie näseln, wenn es in der Gurgel stockt.“

„Der Arme ist schwer verwundet“, flehte Martha „sein Bein gebrochen —“

„Nun so entgeht er wenigstens den spanischen Stiefeln“, lachte der Statthalter roh entgegen — „und es bleibt bei den Daumschrauben.“

„Ihr wollt doch nicht —“ fragte Martha erblassend.

„Wenn er eigensinnig ist, ganz sicher“, antwortete der Statthalter — „legt er jedoch seine Beichte ab, über Correspondenz, Verträge, Verbindungen, auswärtige Anknüpfungen mit guten Freunden, so — —“

„So begnadigt Ihr ihn?“ fiel ihm Martha rasch ins Wort.

„Was die Daumschrauben betrifft, ja, — aber das scharfe Schwert an dem Hals bleibt keinen Falles aus“, sagte der Herberstorfer, sich von der kleinen Fürsprecherin abwendend.

Aber nicht allein die spanischen Stiefeln und die

Daumschrauben fielen weg, — auch von dem scharfen Schwerte des Scharftichters sollte der arme Verwundete nichts Arges erfahren.

Was der kleinen Comtesse Martha von Preising zu erflehen nicht gelang, gelang denn doch — ganz andern Leuten.

Der Aufruhr im Lande Oesterreich ob der Enns war also gestillt, und die von Sr. Majestät dem Kaiser erwählte Executionskommission wirklich in Linz eingetroffen. Sie bestand aus dem geheimen Rath und Hofkammerpräsidenten Freiherrn von Teufel, dem Abt zu Kremsmünster, Hochwürden Pater Anton, und dem niederösterreichischen Regierungsrath Doctor Hafner, gar treue Diener Sr. katholischen Majestät, und welchen Se. churfürstlichen Gnaden, Maximilian von Baiern noch zwei seiner geheimen Räthe, den Vicedom Grafen von Preising und den Doctor Johann Penzinger zugesellte.

Das Erste und Nöthigste, worüber die Kommissäre zu berathschlagen hatten, war: wie das Militär, welches über zwölf tausend Mann betrug, ohne Verzug vermindert werden könnte. — Nicht eben des Landes wegen; denn weshalb sollten die merkwürdigen Worte, welche Ferdinand II. dem Cardinal Clesel auf die Bitte um Schonung des Landes Böhmen zur Antwort gab: „Besser eine Wüste als ein Land voll Ketzer!“ nicht auch für Oberösterreich ihre Anwendung gefunden haben? — aber es war dem Lande durchaus unmöglich

geworden, die Löhnung und die Lebensmittel für so viele Truppen auch nur auf einige Wochen herzuschaffen. Diese mußten also vermindert werden. — Fürs Zweite ging es an ein strenges Verhören der in Linz in Haft sitzenden Rädelsführer, deren Zahl bedeutend angewachsen war, da diese nicht nur jene waren, welche der General Pappenheim und die Obristen Löbel und Preuner in offener Schlacht gefangen und eingebracht hatten, — man war auch andererseits besorgt gewesen, sich aller derjenigen zu versichern, welche bei dieser unseligen Rebellion betheiligt gewesen waren. Während der letzten Ereignisse hatten sich auf Verlangen die Abgeordneten des Mühl-, Machland- und Traunviertels nochmals bei den Kommissären in Enns gestellt, um mit diesen statt des Kaisers zu unterhandeln. Diese thaten Abbitte, schworen neuerdings Treue und Gehorsam, stellten selbst den verlangten schriftlichen Revers aus; — aber während dem ging es bunt genug zu bei Efferding, Gmunden und Peurbach. Auf ihre Abbitte hin machten nun auch die kaiserlichen Kommissäre im Namen des Kaisers eine allgemeine Amnestie bekannt, von der nur die Rädelsführer ausgenommen waren. Die anwesenden Abgeordneten der Bauern zählten sich nicht zu diesen, — hatten sie sich doch bei den langen Unterhandlungen mit eigner Aufopferung gebrauchen lassen, hatten sie doch stets zu Gunsten des Kaisers gesprochen; überdies war ihnen ja auch freies Geleit zugesichert worden, — die

guten Leute wußten wol nichts von der Geschichte zu Prag, wo Ferdinand befohlen hatte, Jeder, der sich schuldig fühlte, an dem dortigen Aufstande Theil genommen zu haben, solle sich melden, um Verzeihung zu erhalten, und wo sich dann 728 vom Adel gestellt hatten, die alle unter spöttischem Gelächter ihrer Güter beraubt wurden; sie wußten es wol nicht, daß Ferdinand — ein Zögling der Jesuiten war. Hatte er doch auch zu Prag mit heuchlerischer Seele den Majestätsbrief beschworen. Aber was versprachen die Jesuiten nicht Alles? und was galt ihnen ein Eid? — Hatten sie doch ihren Wahlspruch dafür, sie, welche eine Moral geschaffen, die die schlechtesten Mittel um guter Endzwecke willen heiligt, — sie, die Schöpfer eines Systems von Grundsätzen und Lebensregeln, das Alles erlaubt, was sich mit wahrscheinlichen Meinungen vertheidigen läßt, welches Meineid und Verbrechen aller Art beschönigt, bald durch willkürliche Wortverdrehungen, bald durch zweideutige Ausdrücke und verwirrende Auslegungen, und wenn durch alles dieses nicht, so durch den heimlichen Vorbehalt, daß man sich etwas Anderes denke, als was man sage oder thue. — — Ferdinand II. war ein gelehriger Zögling dieser Gesellschaft gewesen, — und wenn der Jesuit Scioppius in seiner „Lärmtrommel des heiligen Kriegs“ geradezu den Ausspruch that: „Der Weg, um ganz Europa zur allein seligmachenden Kirche zurückzubringen, sei

eine Straße von Blut!" so war Ferdinand ganz der Mann dazu, diese Straße zu wandeln. Dieses wußten freilich jene guten Männer nicht, sonst hätten sie sich wol über Hals und Kopf davon gemacht. — Sie blieben zu Enns, in vollem Vertrauen, in der besten Meinung und guten Hoffnung, auf schriftlichem Wege die böse Sache zum guten Ende zu bringen; da kam die Nachricht: Obrist Preuner habe das Mühlviertel, General Pappenheim und Obrist Löbel das Hausruck- und Traunviertel gewältigt, und — da wurden auch sie plötzlich gefangen genommen und in Ketten nach Linz abgeführt. Es waren: Wolf Madlseder, Hanns Hausleitner, Pfleger zu Parz, Lazarus Holzmüller, Doctor zu Steyr, und Sebastian Penzinger, Bürger zu Ottensheim.

In Linz befaßte man sich nur mit den Hauptpersonen der sogenannten Rebellion. Leute von minderer Bedeutung wurden den Landgerichten übergeben. Kamen durch allerlei Aussagen angesehene Bürger in Verdacht, so wurden eigene Deputirte in ihren Wohnort abgesendet, um Untersuchung zu pflegen, wie dieses z. B. in Stadt Steyr der Fall war, wo mehr als zwanzig Bürger plötzlich gefangen genommen, strenge verhört und theilweise bestraft wurden.

Zu gleicher Zeit ging man aber nun auch allen Ernstes daran, das Land katholisch zu machen. Hatten die in den vorigen Jahren darauf hinwirkenden Maß-

regeln langsameren oder gar keinen Erfolg gehabt, da das Volk damals noch nicht eine blinde Masse war, noch edlen Muth und kräftigen Geist in sich fühlte, — so war doch jetzt der Zeitpunkt, wo von diesem jede Kraft genommen war, und was man damals nicht durch Strafen, Zurücksetzungen, harte Maßregeln jeder Art erreichen konnte, gelang jetzt ganz sicher. Das Land blieb militärisch besetzt. Eine Menge gefangener Bauern wurden in die Stadtgräben Wiens geführt und kamen nicht wieder. Viele Tausende waren gefallen. Der Rest wurde mit Hülfe der Einquartierungen und Jesuiten katholisch gemacht.

Die frommen Nachfolger des Ignatz von Loyola konnten es unmöglich mit ansehen, daß die, welche dem zeitlichen Verderben anheim gefallen waren, auch der ewigen Seligkeit verlustig sein sollten; — sie gaben sich alle Mühe, die argen Ketzer, welche des Majestätsverbrechens wegen in enger Haft lagen, zu bekehren; sie besuchten die engen, eisenvergitterten Kammern des Wasserthurmes, die feuchten Erdgewölbe des Schlosses, alle Orte, wo die Haupträdelsführer in Eisen und Banden lagen, und wenn sie auch in ihrem löblichen Unternehmen von anderen in Linz anwesenden Ordensgeistlichen thätigst unterstützt wurden, so waren doch sie gewiß die glücklichsten Reformatoren. Was die plumpen und gemeinen Franziskaner, die Dominikaner, als finstere Moralisten und strenge Inquisitoren, nicht bewirkten,

das erreichten die feingebildeten, beredten Jesuiten. Mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit gelang es ihnen, die meisten von Denen, welche vor Kurzem noch willig ihr Blut für die reine Lehre des Evangeliums verspritzt hatten, dem Katholicismus zuzuwenden. Ob sie in ihrem Bekehrungseifer allein von einem glücklichen Jenseits oder auch von einer günstigeren Gestaltung der Angelegenheiten für das Diesseits sprachen, wissen wir nicht anzugeben, — aber möglich wäre es wohl, daß sie in ihrem Eifer mehr versprachen, als gehalten wurde. Jedenfalls gelang es ihnen, viele Ketzer der allein seligmachenden Kirche zuzuführen. Nur mit dem Einen der Rebellen wollte es den gewandten Bekehrern nicht gelingen, ihn des Bessern zu überzeugen, und gerade er sollte katholisch werden, schon des Beispiels wegen, — es war der Prädikant. Pater Xaver, der Provinzial, begab sich endlich selbst zu ihm. Dieser war ein gar tüchtiger Jesuit, von Pater Lamormain, dem Beichtvater des Kaisers, eigens auserwählt, um das große Bekehrungswerk in Oberösterreich zu leiten.

Er begab sich in Begleitung eines Coadjutors in das unter der Erde befindliche feuchtmodrige Gewölbe, welches nur sparsam sein Licht durch das kleine, eisenvergitterte Fenster erhielt, das mehre Klaftern hoch vom Boden entfernt war. Hier lag auf ärmlichem, halb verfaultem Stroh Leonhart, der Prädikant; — der eine Fuß war noch in Linnenlappen eingewickelt, der andere trug

einen eisernen Ring mit langer Kette, die einem in der Mauer befestigten Ringe angeschmiedet war. Der junge Mann bot einen bejammernswürdigen Anblick. Kaum bekleidet, wie er war, bei strenger Winterkälte, in feuchtem unterirdischem Gewölbe, hatte ihn ein arges Fieber befallen; sein Beinbruch, schlecht eingerichtet und ohne fernere Behandlung, war nicht geheilt, — das Fahren auf dem Rüstwagen über holzreiche Wege hatte die Knochenenden verrückt, wüthende Schmerzen bei der geringsten Bewegung raubten ihm Ruhe und Schlaf; — blaß, mit eingefallenen Wangen lag er da, seine bleichen Lippen waren in stets bebender Bewegung der körperlichen Schmerzen wegen.

Der Jesuiten-Provinzial trat zu ihm hin, mit gar sanfter, freundlicher Anrede, — aber bei den ersten Worten schon, die über seine Lippen kamen, erhob Leonhart schnell die langen Wimpern; sein großes, dunkles Auge ruhte auf den Zügen des Paters, der an seinem Strohlager stand; seine Lippen bebten heftiger, doch schien er unvermögend, auch nur ein Wort hervorzubringen. Als aber jetzt der Jesuit in die blassen Züge blickte, welche in der vollen Beleuchtung des zwischen dem Gitter hereindringenden Lichtes standen, und als ihn der Blick des jungen Mannes traf, — da stockte er plötzlich in seiner Ansprache. Eine Pause von einigen Secunden erfolgte. „Sollte es möglich sein?“ murmelte er dann vor sich hin, nochmals einen Blick den Zügen zuwer-

fend, welche Erinnerungen aus vergangener Zeit in seiner Seele hervorriefen.

„Hinweg! Hinweg!!“ rief der Leidende mit matter Stimme.

Der Provinzial wendete sich aber jetzt rasch dem Coadjutor zu. „Geht nur nach Hause, Pater Franz“, sagte er, „ich werde allein bei dem Gefangenen bleiben.“

Der Coadjutor verbeugte sich im schuldigen Gehorsam gegen einen der ersten Würdenträger des Ordens und verließ das feuchte Erdgewölbe; der Provinzial verschloß aber hinter seinem Rücken sogleich die Thüre des Gefängnisses.

Nach etwa einer Stunde verließ auch er den Aufenthaltsort des armen Leonhart. Er schritt hastig den Berg herab, durchkreuzte Straßen und Gassen, den nächsten Weg zur Pfarrkirche einschlagend, — das an diese anstoßende Haus war den Jesuiten zur einstweiligen Wohnung angewiesen worden, — und während er so in Eile hinschritt, war er in tiefes Nachdenken versunken, murmelte wol auch Einiges vor sich hin. Als er aber sein Zimmer betreten hatte, wühlte er sogleich mit einer fast ängstlichen Hast unter seinen Papieren, die in einem wohlverschlossenen Schranke lagen, herum. Ein mit einem Bändchen zusammengebundenes Paket fiel in seine Hände, — hastig öffnete er die Schleife, und die auf vergilbtem Papiere grau

gewordenen Schriftzeichen anstarrend, sagte er fast freudig: „Hier ist es ja!“ — Sorglich band er wieder das Packet zusammen, und dieses in seiner Linken haltend und die Rechte an die Stirn legend, schritt er einige Male im Zimmer auf und nieder.

„Ein tüchtiger Knabe“, sagte er halblaut vor sich hin; „er weiß zehnmal mehr, als ein halb Dutzend unserer Professoren zusammen, ist gewandt, eifrig für das, was er einmal ergreift, muthig, wo es gilt; — ich habe ihn damals abgewiesen aus persönlicher Feindschaft gegen seinen Lehrer und Freund, — dieser hat ihn über Vieles ins Klare gesetzt, was dem siechen Körper durch Martern und Foltern könnte abgedrungen werden; — was ist der Herberstorfer nicht alles fähig? — Es darf nicht sein! Und will er nicht, will er nicht, — so soll er doch nicht durch das Machtwort der Weltlichen seine Strafe für die Abtrünnigkeit erfahren. Er ist Ordensbruder, und wenn auch nur einer der plumpen Franziskaner, so hat er doch den Unterricht eines Jesuiten genossen. Wir werden ihn zu strafen wissen, — wir, nicht er soll es, er durchaus nicht, — es wäre ein schrecklicher Gedanke!“

Die letzten Worte sprach er mit tiefer Erschütterung aus, wiederholte sie auch einige Male während fortgesetztem Auf- und Niederschreiten in eifrigem Nachdenken. — Er mochte aber endlich mit dem Entwurfe seines fernern Benehmens im Reinen sein; denn er barg

das Packet auf seiner Brust und verließ seine Wohnung. Eben so eilig, wie er hierher gekommen war, schritt er jetzt wieder dem Schlosse zu, aber nicht, um sich in das Erdgewölbe zu begeben; im Gegentheil, er stieg den Prunkgemächern des ersten Stockwerkes zu und trat in den Saal, wo soeben der Statthalter mit mehren Offizieren versammelt war. Man besprach sich über die Verwechselung der Quartiere für die Truppen, da es sich täglich deutlicher herausstellte, wie das gänzlich ausgesogene Land selbst die verminderte Soldateska nicht mehr zu ernähren im Stande sei. Der Jesuiten-Provinzial, ein gar rascher, energischer Mann, der, wenn er einmal sich etwas vorgesetzt, nicht gern lange mit dessen Ausführung zauderte, ersuchte den Statthalter um ein geheimes Gespräch. Graf Herberstorf trat mit ihm in das anstoßende Zimmer. Der Pater drehte sogleich im Thürschlosse den Schlüssel um und bat, ein noch entlegeneres Gemach zur Unterredung zu wählen. Herberstorf machte große Augen, der Provinzial sagte aber: „Es ist des Horchens wegen; man kann nicht wissen, ob nicht einer oder der andere dieser Herren neugierig wäre, zu erfahren, was ich mit Euch, Herr Graf, zu verhandeln habe."

Sie traten in ein drittes Zimmer. — —

Den Herren im Saale wurde die Zeit verzweifelt lang, — eine Stunde oder auch länger blieb der Statthalter schon weg. Einige der Herren Obristen und

Rittmeister sollten heute noch von Linz abreiten, — sie mußten aber vorher erfahren, in welche Gegend des Landes sie jetzt ihre Fähnlein und Schwadronen zu führen hätten; um dieses zu bestimmen, war der Statthalter nöthig, und er kam nicht — immer noch nicht. — Doch ja, endlich trat er wieder in den Saal. — Aber welcher Art mochte das gewesen sein, worüber er mit dem Jesuiten-Provinzial eine geheime Conferenz gepflogen hatte? — War Herr Adam Graf von Herberstorf immer trotzig, kurz angebunden, rauh, ein Mann, der von Hängen und Köpfen mit lachendem Munde sprechen konnte, der die Bauern stets nur Canaillen und Hunde zu nennen beliebte, der von Confiscationen, Schinden und Quälen als von der heilsamsten Lehre für Widersetzlichkeit zu sprechen gewohnt war, — so war doch heute gar nicht mit ihm auszukommen. Schon bei seinem Eintritte in den Saal bemerkte man eine höhere Röthung seiner Wangen, die über die Stirn quer herüber laufende Ader war von dunklem Blute angeschwollen, das Auge glühte und heftete sich abwechselnd auf diesen oder jenen Gegenstand, kürzere oder längere Zeit darauf verweilend, immer aber mit dem nicht zu verkennenden Ausdrucke, es suche einen Stoff auf, an dem sich schlecht verhaltener Groll und kaum unterdrückter Zorn in vollem Maße auslassen könnten. Was er sprach, waren kurze, mit scharfem Tone ausgesprochene Worte; sie betrafen neue

Anordnungen, Anordnungen in unbarmherziger Strenge: Jede Herrschaft solle Bericht erstatten, wie viele ihrer Unterthanen während der Rebellion todt geblieben, geflohen oder noch vorhanden seien, und wer von denselben irgend ein Gewehr noch besitze. Ferner solle alles vorräthige Getreide beschrieben und angezeigt werden; er wolle dann Hausvisitationen vornehmen lassen, — wehe dem, der etwas verheimliche! — „Ich will confisciren, confisciren, bis kein rundes Stück Geld mehr im Lande ist", sagte er; — „weil sie unsere Truppen nicht verpflegen können, so will ich das Getreide außer Land führen lassen."

Einer der Offiziere wagte die bescheidene Einwendung, daß aber dann wol eine Hungersnoth zu besorgen sei.

„Hungersnoth!" brüllte der Statthalter laut auflachend — „sollen sich einander anfressen, die Hunde, und einmal das Fleisch von ihres Gleichen kosten!"

Er befand sich in wilder Aufregung. Die Herren trachteten fortzukommen.

Als sich aber der Herberstorfer wieder allein in seinem Zimmer befand, ging er wie ein Rasender auf und nieder. „Dieses schleichende Gezücht" — so machte er seinem Grimme Luft — „wie es sich in die Angelegenheiten der Einzelnen zu drängen weiß, und vor Allen dieser Provinzial!" — Er zog ein Packet Schriften aus seiner Brusttasche hervor, riß hastig die Schleife auf,

mit wildem Blicke überflog er die grau gewordenen Schriftzüge auf dem vergilbten Papiere. — „Ja, ja, das ist ihre Handschrift!" rief er — „und das ist die des Lieutenants Herberstorf. — Ob diese der General verleugnen will? fragte die boshafte Jesuitenseele; — verleugnen? dumme Frage! — aber verfluchen muß er das einfältig blöde Handeln des jugendlichen Unverstandes! Schwarz auf Weiß, hier steht es — — und der Schurke aus dem würdigen Collegium hat eine bleibende Gewalt über den Grafen von Herberstorf in Händen. — Doch wie? bin ich nicht im Besitze der Dokumente? — und wenn diese nicht mehr sind, was dann?" — Er trat rasch dem Kamine zu und schleuderte das Packet auf die glimmenden Kohlen, — bald verzehrte die blaugelbe Flamme ihr Opfer. Als aber das hell auflodernde Feuerchen wieder verlosch und von den Dokumenten nichts übrig geblieben war als graue Asche, da lachte der Statthalter hell auf und sagte: „So, mein hochwürdiger Pater Provinzial, — jetzt hat der General nichts mehr anzuerkennen und nichts mehr zu verleugnen, was der Lieutenant in Liebesbrunst niedergeschrieben hat."

Er ging einige Male vor sich hin brütend im Zimmer auf und nieder, dann sagte er: „Den Burschen können sie sich behalten; sie fürchten wol, er könnte im Verlaufe eines peinlichen Verhörs allerlei Dinge an das Tageslicht bringen, die sie gern unter gar un-

durchsichtigem Schleier ruhen lassen. Können sich ihn behalten, können sich ihn abrichten zum Missionär, Beichtvater, zu was immer sie wollen, — habe ihrer noch immer genug, um ein lehrreiches Exempel zu statuiren."

Er warf nochmals einen frohlockenden Blick auf die Papierasche im Kamine, dann verließ er hastig das Zimmer. Er ließ sich sein Leibroß satteln und sprengte, ganz gegen seine Gewohnheit, mehre Stunden in den Feldern und Auen herum, welche Linz umgeben.

Am Abende desselben Tages erschien der Jesuiten-Coadjutor Pater Franz in Begleitung von sechs Männern, welche eine Bahre trugen, in dem kleinen Hofe, von welchem aus man über die in den Bauch der Erde führenden Stiegen zu den Gefängnissen gelangte. Der wachthabende Offizier hatte ihn vom äußern Schloßthore aus hierher begleitet. Dieser trug den schriftlichen Befehl Sr. Gnaden des Herrn Statthalters in der Hand, laut welchem der lutherische Prädikant den Händen der Jesuiten zu übergeben sei, da diese für dessen Heilung und Herstellung sorgen wollten, bis wohin auch die gegen ihn einzuleitende peinliche Untersuchung verschoben werden sollte.

Der arme Verwundete wurde nun auch seiner Fesseln entledigt und mit vieler Schonung auf die Tragbahre gelegt. Der Jesuit flüsterte ihm einige Worte zu; Leonhart warf den schwermüthigen Blick dem dunkeln Nachthimmel zu, ohne ein Wort zu entgegnen.

Langsamen Schrittes bewegte sich jetzt der Zug den Schloßberg hinab, durch die mehr abseits gelegenen Gassen, wo ihm nur selten ein einzelner, neugieriger Linzer begegnete, dem Hause der Jesuiten zu. — Ein reinliches Zimmer nahm den Verwundeten hier auf, ein gutes Bett war für ihn bereitet; noch vor Mitternacht bekam sein gebrochener Schenkel die passende Lagerung und zweckdienlichen Verband. Leonhart hätte es vergessen müssen, daß er ein Gefangener — ein Gefangener unter den mißlichsten Verhältnissen — sei, wenn ihn nicht die auf dem Gange draußen vor seinem Zimmer auf- und niederschreitende Schildwache daran gemahnt hätte.

Am dritten Tage wurde dieser Posten jedoch als ein unnöthiger eingezogen. Der Arrestant war selig in dem Herrn entschlafen. — So verbreitete sich die Nachricht schnell in der ganzen Stadt. Jedermann, welcher bei dem siegreichen Einzuge Pappenheim's den armen, auf dem Rüstwagen von wüthenden Schmerzen Gepeinigten gesehen, hatte inniges Mitleid gefühlt, welches auch keinen Abbruch erlitt, als man erfuhr, daß er der muthige Anführer des Heeres bei Gmunden gewesen sei. Und war man allgemein durch die Kunde von der schonenden Verwechselung des unterirdischen Gefängnisses mit einem Aufenthalte bei den Jesuiten, für diese sowohl als auch für den Statthalter sehr günstig gestimmt worden, so empfand man jetzt auch eben so allgemein

wahre Freude, als sich die Nachricht verbreitete, der milde Tod habe allen ferneren Plackereien und Untersuchungen, so auch dem zu erwartenden Urtheilsspruche und dessen Ausübung, ehe es noch dazu gekommen, ein Ende gemacht.

Der eifrige Redner und männliche Kämpfer für die reine Lehre des Evangeliums war aber vor seinem Ende noch eines Bessern belehrt worden, — er hatte sich wieder der allein seligmachenden Kirche zugewendet; — daher geleiteten aber auch die P. P. Jesuiten, die Franziskaner und Minoriten seine sterblichen Ueberreste zu Grabe. Es war ein gar feierliches Leichenbegängniß am späten Abend, 36 Stunden nach seinem Hinscheiden. Der Zug bewegte sich, zur Erbauung aller wahren Katholiken und Solcher, welche eben jetzt auf dem Punkte standen, katholisch werden — zu müssen, durch die belebtesten Straßen der Stadt, dem städtischen Friedhofe zu, unter Fackelbeleuchtung, Posaunentönen und dem abwechselnden Choral der Mönche, denen sich eine große Menge Frommgläubiger oder Solcher, die politisch genug waren, angeschlossen hatte. Dieser feierliche Aufzug gab einen gar schönen ermunternden Beweis, wie die Kirche den Gefallenen, wenn er reuig sich wieder zu ihr erhebt, so gern in ihren Schoos aufnimmt, ja, wie dem Hirten das Schaaf, welches sich von der Heerde verlaufen hatte und wieder heimgekehrt ist, selbst mehr gilt, als jene Schäflein, welche sich nie einen Schritt

von dem der ganzen Heerde angewiesenen Weideplatze zu entfernen wagen.

Der wohlverschlossene Sarg wurde in das schon bereitete Grab unter dem monotnnen Gebete der Franziskaner, welche ebenfalls ihre Theilnahme an der Wiederkehr des abtrünnigen Fraters an den Tag legen wollten, versenkt, — aber als sich bereits alles Volk verlaufen, auch die Minoriten und Franziskaner sich wieder in die Stadt begeben hatten, verweilten doch noch einige jüngere Patres aus dem Orden der Jesuiten auf dem Friedhofe, und dieses so lange, bis der kleine Erdhügel aufgeworfen war, — dann erst gingen auch sie nach Hause.

Es ist zu verwundern, daß Geschichtschreiber, welche sich namentlich in der Erzählung der Ereignisse dieses unserm Vaterlande so verderblichen Aufstandes der größten Ausführlichkeit und Weitläufigkeit beflissen haben, gerade in einem Punkte leichtsinnig genug waren, ihn nur schwankend oder oberflächlich zu berühren. Zu entschuldigen sind diese nur dadurch, daß ihnen die Quellen nicht zur Hand waren, aus welchen wir zu schöpfen Gelegenheit fanden, sonst hätten sie unmöglich sagen können: Die Bauern wählten den „Prädikanten" zum Anführer, dessen Name nie ermittelt worden ist, obgleich er der größte Held in diesem Trauerspiele war, — und anderswo: Wie die Bauern von dem Berge herabgejagt worden, hat der „Prädikant" die Flucht zu dem

Wasser genommen, aber die Furth versäumt; denn ein kroatischer Reiter von des Herrn Statthalters Kompagnie rannte ihn mit einer Pike durch den Leib und hieb ihm den Kopf ab, den man nach Linz schickte, wo er vor dem Thore auf einen Spieß gesteckt wurde; — während es in demselben Buche zehn Blätter weiter heißt: Wie der Prädikant geheißen hat, der ebenfalls mit dem Tode bestraft wurde, weil er die Bauern zum Aufruhr verleitet hatte, und wenn und wo er hingerichtet wurde, ist unbekannt.

Wir waren demnach weit sorgfältiger und zu unserer Freude auch weit glücklicher in Aufsuchung der Quellen für die Mittheilung dieser unserer wahrhaften Geschichte. Dabei fanden wir denn auch eines Ereignisses erwähnt, welches in Linz mehre Tage vielen Stoff zu Vermuthungen und Meinungen abgab.

Etwa vierzehn Tage nach dem in Linz viel Aufsehen erregenden Leichenbegängnisse des zum Katholicismus zurückgekehrten, vordem so eifrigen Predigers des Evangeliums hielt bei später Nachtzeit am Hause der Jesuiten ein wohlverschlossener Wagen. Ein paar Bürger, welche sich wahrscheinlich in irgend einer Schenke beim Kruge etwas verspätet hatten, schlichen vorüber. Nichts erregt die Neugierde mehr, als ein in später Nacht an einem Hause haltender Wagen. Auch die beiden Bürger blieben stehen, nicht zehn Schritte entfernt, unter dem schirmenden Vorsprunge eines Portals.

Sie durften nicht lange warten. Das Thor des Jesuitenhauses öffnete sich; ein Mann mit einer nur wenig Helle spendenden Laterne trat heraus, ihm folgten zwei Männer in langen schwarzen Talaren, den breitkrempigen Hut tief in das Gesicht gedrückt; ein dritter hinkte, auf einen Stab sich stützend, zum Theil auch sich auf den Einen der beiden Schwarzen lehnend, dem Wagen zu. Alle drei saßen ein, und der Kutschenschlag fiel zu. Der Wagen rasselte durch die enge Gasse dem Platze zu, wo er sich dann gegen das Welserthor hinwendete. Der Mann mit der Laterne ging in das Haus zurück und warf das Thor mit vielem Geräusche zu.

Die beiden Bürger gingen nun auch nach Hause. In den nächstfolgenden Tagen wurde allenthalben viel und mancherlei von dem Wagen am Jesuitenhause und von dem Manne, der am Stocke mühsam forthinkte, geschwatzt; in der dritten Woche war aber auch Alles wieder vergessen, — war ja doch jetzt gar Mancherlei zum Stoff des Schenkengesprächs geworden.

Eilftes Kapitel.

„Ein groß Gerüst mit schwarzem Tuch beschlagen
Erhob sich von dem Boden, mitten drauf
Ein schwarzer Block, ein Kissen, und daneben
Ein blankgeschliffenes Beil.“

Fr. v. Schiller.
Maria Stuart. 5. Akt, 5. Auftr.

Die Executions-Kommissäre waren endlich mit dem Verhören der Deliquenten im Reinen; das Urtheil war gesprochen und von Sr. Majestät dem Kaiser bestätigt worden. Der 26. März des Jahres 1627 war zum Tage der Execution bestimmt.

Nach dem Willen des Statthalters, Grafen Herberstorf, wurde der Linzer Stadtplatz zu diesem Zwecke benutzt, — in der That ein zu solchem Schauspiele nicht übel gewählter Platz, da er, von bedeutendem Umfange, eine so große Anzahl von Zuschauern fassen konnte, als dieser traurige Anblick herbeirufen mochte. Aber dieses mochte wol nicht der einzige Beweggrund gewesen sein, welcher den Statthalter bestimmte, die Execution in der Mitte der Stadt vornehmen zu lassen. Es ist eine unbesteitbare Wahrheit, daß nichts so sehr

Theilnahme erregt, als das tragische Ende Solcher, welche man als Hingeopferte betrachtet. Als solche erschienen nun jedenfalls Wiellinger und die übrigen Verurtheilten dem Landvolke. Die diesem gezollte Theilnahme hätte aber leicht zu einem Ausbruche von Thätlichkeiten durch den Anblick der Execution außerhalb der Stadt gesteigert werden können. Keineswegs als ob der Statthalter nicht die Ueberzeugung gehabt hätte, daß auch viele Einwohner der Stadt Linz die Deliquenten nicht als Hochverräther, sondern als Kämpfer für ihren Glauben betrachteten und bemitleideten, — aber die Bevölkerung von Linz wußte er im Zaume zu erhalten. Die Stadt wurde am frühen Morgen gesperrt, und das schwere Geschütz fuhr auf den Plätzen und in den breiteren Straßen auf. Allenthalben zeigten sich die Reiterschwadronen und die Kompagnien der Musketiere, welche Angesichts des Volkes ihren Gewehren scharfe Ladung gaben. Es war auch eine Proklamation an die Bevölkerung von Linz ergangen, mit der Drohung: „sich während der Execution anständig und ruhig zu verhalten, da jede Störung derselben Folgen herbeiführen würde, welche sich die Ruhestörer selbst zuzuschreiben hätten.“

Der Tag graute, und einzelne auf dem Platze Erscheinende erblickten bereits die unseligen Zurüstungen, die während der Nacht getroffen worden. Es stand in der Mitte des Platzes ein hohes, schwarzbehangenes Gerüste. Auf diesem lag ein viereckig zugehauener Holz-

block, zwei Leitern führten hinauf. Die Vorüberschreitenden schauerten zusammen, — war es doch, als wäre dieses Gerüste, wie ein Werk des bösen Feindes, über Nacht aus der Erde hervorgestiegen, — und die Feinerfühlenden dachten sich wol bei diesem Anblicke die Seelenqualen, welche den Verurtheilten martern müssen, wenn er aus weiter Ferne schon das fürchterliche Gerüste zu Gesichte bekommt, dem er als seinem Sterbebette zuschreitet.

Bald sammelten sich jedoch mehre kleine Volkshaufen in der Umgegend des schreckenerregenden Gerüstes. Die Neugierde hatte sie hierher getrieben, obwohl noch mehre Stunden vergehen mußten, bis die für die Execution bestimmte Zeit von der Thurmuhr verkündet wurde. Es war nicht Schadenfreude, welche das gemeine Volk den Augenblick der Execution erwarten ließ, im Gegentheil: — ist es schon in andern Fällen gewöhnlich, daß der gutmüthige Pöbel gerne das Verbrechen des Verurtheilten vergißt und nur an dessen Unglück denkt, so heute gewiß um so mehr, — erschienen ihm ja selbst die Verurtheilten nicht einmal als eigentliche Verbrecher, sondern als Opfer; aber sie konnten die Stunde deßwegen nicht erwarten, weil sie auf einen besondern Gnadenact des Kaisers hofften. Gestern, am späten Abende war ein Eilbote von Wien angekommen und sogleich zum Statthalter gegangen; dieser hatte gewiß das Pardonirungsdecret für die armen Verurtheilten

gebracht; — man freute sich sehr auf die Ueberraschung der Armen, wenn ihnen, die schon das Haupt auf den Block legten, das Wort „Gnade!“ zugerufen werde.

Während aber alle Anstalten zur Execution auf dem Stadtplatze und alle Vorsichtsmaßregeln zur Vermeidung einer etwaigen Störung getroffen wurden, sich auch mehr und mehr Schaulustige auf freier Straße sowohl als an den Fenstern und an höher liegenden Orten, die eine freie Aussicht gestatteten, versammelten, rückte die unheilvolle Stunde näher und näher.

Sämmtliche Deliquenten, an denen heute die Execution vorgenommen werden sollte, — es waren die acht vornehmsten Anführer des Aufstandes, — befanden sich im Wasserthurme; von hier sollte der Zug ausgehen. Jeder bewohnte seine eigene Zelle. Jetzt kamen acht Patres Jesuiten, unter ihnen der hochwürdige Pater Provinzial, dem Wasserthurme zugeschritten; sie hatten den breiten Krempenhut tief in die Stirne gerückt, den Blick zur Erde gewendet; in ihren Zügen war Ernst, Trauer, Mitleid ausgedrückt. Diese Theilnahme galt sicher den Unglücklichen, welche die frommen Männer heute auf ihrem letzen Wege begleiten wollten.

Man pochte an die verschlossene Thüre an, diese wurde erröffnet und nach dem Eintritte der Priester sogleich wieder verschlossen.

Der Pater Provinzial trat in das kleine Gemach, welches der Ritter von Wiellinger bewohnte. Dieser war ohne Fesseln, — man hatte sie heute Morgen allen Verurtheilten abgenommen; — er trug seine gewöhnliche Kleidung, selbst die vergoldeten Sporen an den mit Seidenfransen besetzten Reiterstiefeln; er hatte sein Haupt- und Barthaar geordnet, seine Miene war ernst, ruhig, seine Gesichtsfarbe kaum etwas bläßer wie sonst, welches jedoch auch hauptsächlich auf Rechung des durch Monate andauernden Eingespertseins in ein niederes, feuchtes Kämmerchen zu bringen war, — man hätte es dem Manne nicht angesehen, daß er die volle Ueberzeugung seines nahen Lebensendes hatte.

Er stand am kleinen, eisenvergitterten Fenster und sah auf die Donau hinaus; als sich aber jetzt, ihm im Rücken, die Thüre öffnete, wandte er sich um, und dem eintretenden Jesuiten-Provinzial einen oder zwei Schritte entgegen tretend, sagte er, diesem die Hand reichend: „Hochwürdiger Herr, warum bemüht Ihr Euch nochmals zu mir? Pater Franz hat mich eine lange Zeit hindurch mit seinem geistigen Zuspruche beehrt und ist gestern spät Abends von mir geschieden, mit der Versicherung, daß ich ein so guter Katholik als einer und dem Glauben, welchen Se. Majestät der Kaiser anzubefehlen geruht, vollkommen zugethan sei.“

„Zu meiner Beruhigung habe ich dieses von dem Pater selbst vernommen“, sagte der Jesuit mit frommer Miene.

„Eine mehrwöchentliche Unterhaltung über die göttlichen Dinge war im Stande, alle meine Zweifel niederzukämpfen", sagte der Ritter nicht ganz ohne einige Ironie; dann aber setzte er ernst und ruhig hinzu: „ich habe mit meinem Gotte abgeschlossen, um heute als ein guter Christ und, wie ich hoffe, mit seinem Beistande als Mann in den Tod zu gehen."

„Es ist auch nicht ein Bezweifeln dessen, was mich jetzt hierher kommen hieß, sondern um Euch auf diesem schweren Wege zu geleiten, Euch beizustehen, wie es uns unsere priesterliche Pflicht gebeut", sagte der Provinzial.

„Danke, danke", entgegnete der Ritter — „Aber es gibt da mehre meiner Schicksalsgefährten, welche vielleicht mehr als ich des Beistandes benöthigen."

„Sie sollen dessen nicht entbehren", sagte der Priester mit frommheiliger Miene — „es ist unser Beruf, dem Schwachen beizustehen; jeder der Verurtheilten wird Einen aus der Gesellschaft Jesu an der Seite haben."

„Das ist schön von Euch, und weil Ihr, hochwürdiger Herr, mich begleiten wollt, so nehmt meinen Dank für diesen Liebesdienst", sagte der Ritter. „Aber es ist noch nicht an der Zeit", fuhr er fort — „oder kommt Ihr vielleicht deßwegen so früh, um nochmals meine Sünden zu rekapituliren und den Glauben mich abzufragen? — Dann bedenkt, daß meine Minuten gezählt

sind, und hört meine Bitte, mir nicht diese noch zu verbittern. — Es ist mein letzter Wunsch, als Mann zu sterben, wie ich als solcher gelebt und gehandelt habe, in der vollen Ueberzeugung, daß ich Gut und Blut, Leib und Leben der Sache eines gedrückten Volkes geopfert habe, — mit welcher Ueberzeugung ich denn auch jetzt den letzten Weg gehe."

Der Provinzial sah ihn mit großen Augen an. „Diese Sprache habe ich nicht erwartet" sagte er nach einer kleinen Pause der Ueberraschung — „und ist das nicht selbst eine Recapitulirung Euerer Sünden?"

„Hierüber könnt Ihr nicht urtheilen", erwiderte der Ritter mit Stolz — „ich habe dem Zureden, den Vorstellungen, ja der ausgezeichneten Beredsamkeit des hochwürdigen Paters, der mich durch mehre Wochen alltäglich mit seinem Besuche beehrte, nachgegeben, — vielleicht auch aus Ermüdung, oder aus irgend einer Ursache, die Ihr nach Euerm Belieben wollt gelten lassen. — Aber Ihr dürft überzeugt sein, sicher nicht seinen Versprechungen, seinen Verheißungen, seinem in die Aussicht-Stellen von Etwas, was zu erwarten Tollheit wäre. Derlei kann einen armen Bauer aus dem Hausruck- oder Pramwalde irre machen, aber nicht mich, — nicht mich, der ich es gar wohl weiß, daß Ferdinand es dem katholischen so wenig als dem lutherischen Ritter von Wiellinger vergeben kann, daß er es gewagt, für die Rechte und Privilegien der Stände, der Bür-

gerschaft und des Volkes sein Schwert zu erheben. Also ich bin Katholik geworden, und Ihr könnt Euch hierüber freuen; was aber meine sonstige Denkungsweise anbetrifft, so könnt und sollt Ihr hierüber nicht urtheilen, noch auch versuchen, sie zum Gegentheile zu wenden. Habe ich auch aufgehört Lutheraner zu sein, so doch nicht als treuer Sohn meines Vaterlandes zu empfinden, und die Ueberzeugung, recht gehandelt zu haben, als ich mich an die Spitze des Volkes stellte, welches dort mit der Gewalt der Waffen zu erringen hoffte, wo Vorstellungen, Bitten und Flehen nichts erwirkten, wird mich selbst auf dem Blutgerüste nicht verlassen."

„Sehr viel Stolz!" sagte der Provinzial. „Ihr sprecht von Euerer letzten Stunde wie von einem Sieg, der Euch den Nachruhm der Welt erwerben soll, während Ihr doch eines großen Verbrechens geständig seid. Kommt es Euch denn nicht in den Sinn, daß Ihr die göttliche Fessel, welche den Unterthan an den Regenten kettet, zerrissen habt? — Was wäre die Welt ohne Gehorsam, was ohne die königlichen Richter, die Gott als seine Stellvertreter eingesetzt hat? Erbebt Ihr denn nicht vor dem Gedanken, in kürzester Zeit vor den Ewigen hinzutreten, da Euere Hand noch vom Blute raucht, die Hand, welche kühn sich erhob, um den Thron seines Statthalters auf Erden zu stürzen?"

Wiellinger sah den Jesuiten ernst an; er schwieg

einige Augenlicke, dann aber sagte er mit bitterer Kälte: „Solche Worte aus dem Munde eines Jesuiten?“ — Aber immer wärmer werdend fuhr er fort: „Doch lassen wir das, — ich habe für mich allein Rechenschaft zu geben. Ja, hochwürdiger Herr, ich würde schmerzliche Reue fühlen über das Blut, welches geflossen ist, wenn ich es gewesen wäre, welcher die fürchterliche Rebellion, wie Ihr es nennt, erregt hätte, — aber es kommt einem Andern zu, Reue, ja die tiefste Reue zu fühlen über das Blut, welches vergossen worden ist und noch vergossen werden wird. Ihm kommt es zu, ihm, der ein gutmüthiges, sittenreines, in jeder Hinsicht glückliches Volk zum Verzweiflungskampfe angetrieben hat. — Seit einem Jahrhunderte hatte dieses seine Fürsten um freie Ausübung der Religion, der es sich aus reinem Herzensdrange, von der einfachen Wahrheit des Evangeliums überzeugt, zugewendet hatte, flehentlichst gebeten, — aber der gottlose Grundsatz: cujus regio, ejus religio hatte dem Volke sein ureigenes Recht verweigern lassen, und als die Verweigerung nichts bewirkte, kamen als Bekehrer wilde Kroaten; dann folgten die kaum weniger rohen bairischen Einquartierungen, die dem gutmüthigen, frommen Volke ihre reinlichen Häuser mit jedem Schmutze und Laster, mit blutigem Morde und teuflischem Hohngelächter erfüllten, — mußte da das Volk nicht zur äußersten Verzweiflung getrieben werden? — Und jetzt frage ich Euch:

An wem ist es, Reue zu empfinden? an mir, der ich in einer Stunde das Blutgerüst besteige, oder an dem, der es mich besteigen läßt? — Doch, was stelle ich an Euch solche Frage — an Euch!“ sagte der Ritter mit scharfer Betonung, während er seinen Blick über das schwarze Ordenskleid des Jesuiten hingleiten ließ — „Ihr nennt ihn ja einen großen, einen frommen Mann, den wahren Streiter der Kirche. Ihr verdammet den kriegerischen Helden, welcher in unbezwingbarer Eroberungssucht die Länder mit Feuer und Schwert durchzieht; aber Ihr preiset den, welcher in seiner Hofburg sitzet, betet und Millionen von Menschen dem Wahlspruche: cujus regio, ejus religio zu Ehren schlachten läßt, dessen Auge sich weidet an dem Elende des Vaterlandes, an dem Brande der Städte und Dörfer, an den Martern und Schlächtereien, von der Soltadeska verübt, der eine hohe Freude darüber empfindet, wenn sich zu den Schrecknissen des Krieges noch Hungersnoth, Seuche und Pest gesellt, — er freut sich darüber, denn es trifft ja Länder von Ketzern bewohnt.“

„Ihr spracht von meinem Stolze“, fuhr er fort, ohne den Provinzial zu Worte kommen zu lassen, — „Ihr meintet, ich geize nach einem Nachruhm? — das ist es nicht; aber ein Gefühl ist in mir rege, was mir den letzten Gang erleichtert: vielleicht ist seine Sterbestunde, und wenn sie ihn auch auf weichem Pfühle, inmitten von Glanz und Pracht erreicht, eine weit schwe-

rere. Die Enkel der gegenwärtigen Generation werden, wenn mein Name genannt wird, sagen: der Wiellinger war der Mann, der für unsere Vorältern, für ihre Rechte, für ihren Glauben Gut und Blut wagte, für sie das Blutgerüste bestieg, — von ihm dagegen wird die Nachwelt sagen: Er war der Schlächter, der Mörder von Millionen, — — doch wozu das?“ und sich rasch dem Fenster zuwendend sagte er: „Es ist an der Zeit, und ich bin bereit!“

Der Provinzial war in der That überrascht über die Resignation des Mannes, welcher in kurzer Zeit den Tod des Hochverräthers sterben sollte. Er hielt es jedoch für seine Pflicht, noch etwas zu sagen, er versuchte es, von einer unbedingten Unterwerfung zu sprechen, — doch Wiellinger schnitt mit den Worten: „Ich ersuche Euch ernstlich, mir die letzten Minuten nicht zu verbittern“, jede weitere Besprechung ab.

Da erscholl von der nächsten Thurmuhr die neunte Stunde; im Innern des Wasserthurmes wurde es lebhaft, man hörte Thüren öffnen und wieder zuschlagen, Fußtritte auf dem Gange und auf der Stiege Waffengerassel. Ritter Wiellinger stand am Fenster, den Blick ins Freie hinausgewendet, seine Hände hatten das Fensterbrett erfaßt, vielleicht war für einige Secunden ein leichtes Beben seines kräftigen Körpers zu bemerken, — aber gewiß nur für einige Secunden. Als die Thür sich öffnete und der alte Profoß mit trübseliger Miene

hereinblickte, wandte der Ritter sich um, und mit voller kräftiger Stimme sagte er: „Ist es an der Zeit?“

Der Profoß nickte mit dem Kopfe sein Ja, da die Zunge des guten alten Invaliden es auszusprechen unfähig war.

„Nun, hochwürdiger Herr, so kommt denn, weil Ihr denn einmal mein Begleiter sein wollt“, sagte der Ritter zum Provinzial.

„Ihr werdet Euch sicher nicht weigern, der vorgeschriebenen Ordnung nach früher in der Pfarrkirche zu beichten und zu communiciren?“ sagte der Jesuit — „es ist Zeitverlängerung, — wer weiß, was diese mit sich bringt.“

„Ich mich weigern?“ sagte der Ritter mit einem bittern Lächeln, — „habe ich denn noch in irgend einer Beziehung einen freien Willen, etwas zu thun oder zu lassen?“

Rasch ging er die Stiege hinab. Der Provinzial folgte ihm.

Unten in der steingepflasterten Halle waren bereits die sieben Männer, welche heute mit ihrem Oberfeldhauptmann gleiches Schicksal erfahren sollten, versammelt. Alle Nachrichten, welche aus jener Zeit zu uns gekommen sind, stimmen darin überein, daß auch nicht Einer der Verurtheilten sich muthlos und verzagt erwiesen habe; aber wenn auch wirklich das Herz des Einen oder Andern etwas schneller und in mehr zitternder

Bewegung gepocht hätte, so wäre doch gewiß jetzt das Gefühl des stoischen Muthes in ihm neu erweckt worden, als der Mann unter sie trat, welcher in Allem und Jedem ihr Leiter und Führer gewesen war. In seinen Zügen, in seiner Haltung war auch nicht die geringste Spur von Niedergeschlagenheit, von Todesangst zu bemerken. Er trat unter die Genossen, die sie ihm als Vertreter und Kämpfer für angetastetes Volksrecht und für Glaubensfreiheit gewesen waren; schüttelte Jedem einzeln die Hand, sprach zu Jedem einige Worte. Zwei oder drei derselben, früher Bauern, durch Klugheit und Herzhaftigkeit aber zu Hauptleuten im Bauernheere erhoben, wollten seine Hand, die sie ergriffen hatten, nicht lassen, sie drückten sie wiederholt an ihre Lippen, — ihre Augen thränten, aber nicht ihres Schicksals wegen, sondern aus Freude, daß es ihnen vergönnt sei, mit ihrem Oberfeldhauptmann an Einem Tage für die gerechte Sache zu sterben; dieses betheuerten sie wiederholt in ihrem Jargon und ihrer treuherzigen Redeweise.

Da trat ein Hauptmann vom baierischen Fußvolke vor und befahl Anreihung. — Der Zug setzte sich in Bewegung. Voraus schritten etwa dreißig Mann mit scharf geladenen Musketen, der Hauptmann an der Spitze. Dann folgten die acht Delinquenten paarweise; sie hatten das Haupt entblößt, waren aber in ihrer gewöhnlichen Kleidung; auch hatte man es unnöthig erachtet, sie zu

fesseln. Neben ihnen hin schritten auf jeder Seite vier Patres Jesuiten. Den Schluß machte eine andere Abtheilung von bairischen Fußsoldaten. Etwa zehn oder zwölf Dragoner ritten vor und seitwärts des Zuges, ihre Pferde zweitweise zu mächtigen Sprüngen anspornend, um zwischen dem Gedränge der Volksmenge eine breite Straße zu bilden.

So gelangte man zur Pfarrkirche. Die Delinquenten sowohl als das sie begleitende Militär traten ein. Nur Ein Mann blieb außerhalb der katholischen Kirche. Es war Hanns Virsche, der Bauer, auch Hauptmann im evangelischen Heere, er der Einzige, welcher trotz aller Ueberredungskünste und vielsagenden Versprechungen der Jesuiten hartnäckig „in seiner Opinion verblieben" war; so erzählen die Urkunden. Bei ihm blieben vier Mann Soldaten so lange, bis der Gottesdienst in der Kirche beendet war.

Es wurde gebeichtet und communicirt, dann aber betrat der Pater Provinzial die Kanzel und hielt eine rührende Rede, die größtentheils an die Verurtheilten, welche unter strenger Bewachung die ersten zwei Stühle eingenommen hatten, gerichtet war. Der Pater Provinzial war ein gar gewandter Jesuit. Er verstand es vortrefflich, zu den neuen Katholiken zu sprechen, — er trommelte nicht herum, er vermied den Gebrauch von lateinischen Floskeln, er sprach ganz eindringlich zu dem Gemüthe der Verurtheilten, aber auch zu den

übrigen frommen Christen, welche außer diesen das Schiff der Kirche in gedrängter Menge füllten.

Auf diese schien aber auch der Gedanke, ihre frommen Empfindungen mit der Andacht der armen, dem Tode so nahe Stehenden zu vereinigen, einen ergreifenden und rührenden Eindruck zu machen. Als dieses der Prediger bemerkte, schloß er mit dem Spruche: „Und so, meine unglücklichen Brüder, gehet hin und erduldet die Strafe, die Ihr verdienet, mit dem frommen Gedanken, daß eben die zeitliche Strafe Euch der ewigen enthebet, und daß Ihr, die Ihr volle Reue empfindet, die ewige Seligkeit erwerben werdet. Amen."

Der Trauerzug bewegte sich um den Stadtplatz, der Mitte desselben, dem Orte zu, wo das Haupt der Verurtheilten unter dem Schwerte des Scharfrichters fallen sollte.

Dieser hatte auch bereits das Blutgerüst erstiegen. Er war nach damaliger Sitte in einen blutrothen Mantel gehüllt, unter welchem er das breite Schwert verbarg. Drei oder vier seiner Knechte standen etwas seitwärts, doch ebenfalls auf der Erhöhung.

Eine doppelte Reihe baierischer Soldaten bildete einen weiten Kreis um die Bühne; dieser öffnete sich, als der Trauerzug sich nahte, und schloß sich sogleich wieder nach dem Einlaß. Ein Mann in Schwarz gekleidet las aus einer Pergamentrolle das Endurtheil

mit lauter vernehmlicher Stimme; dann wurde Wiellinger bedeutet, die Leiter zur Bühne hinauf zu steigen; ihm folgte der Provinzial.

Dieser forderte nun von dem Ritter eine öffentliche Erklärung seiner Reue und Buße; er sollte seinen Abscheu vor dem Aufruhr und der Empörung offen dem Volke bekennen, sollte den Kaiser um Verzeihung bitten, sollte die Erben seines Namens der kaiserlichen Gnade empfehlen, — dieses waren die Forderungen, welche der Jesuit jetzt an den Delinquenten stellte. Dieser sah ihn aber mit einem zornigen Blicke an, und mit fester Stimme sagte er: „Diese Worte öffentlich zu sprechen, laß ich mich nicht zwingen; ich bin hierher gekommen, um zu sterben, aber nicht um zu sprechen, und was die Erben meines Namens betrifft, so bedürfen sie nicht der Gnade eines Ferdinand; sie werden in fremdem Lande den Namen Wiellinger zu Ruhm und Ehre bringen und dann wol auch noch einstens im Vaterlande freundliche Aufnahme finden, wenn für dieses eine wohlthätigere Sonne aufgegangen ist."

Der Provinzial redete ihm zu, sich nicht durch Starrsinn einer besondern Begünstigung Sr. Majestät des Kaisers unwürdig zu machen, und während er dieses sprach, zog er aus der Brusttasche ein zusammengefaltetes Pergament mit daran hängendem großen Siegel hervor.

„Das ist das Pardonnirungsdekret, welches der Eil-

bote gestern von Wien gebracht hat", flüsterte sich das Volk, welches sich vergebens angestrengt hatte, etwas von dem auf der Bühne geführten Zwiegespräche zu vernehmen, allenthalben zu, — und in gespanntester Neugierde betrachtete man jetzt die Gesichtszüge des Mannes, welche sich wol schnell aufklären mußten in der überraschenden Freude; denn überraschen mußte es doch gewiß, durch einen Gnadenspruch dem Leben wiedergegeben zu sein, wo man schon auf dem Rande der Ewigkeit zitterte. Aber die Züge dieses Mannes klärten sich nicht zur Freude auf, als der Provinzial ihm vorgelesen hatte, sondern sie verzogen sich zu einem spöttischen Lächeln, während er sagte: „Wirklich viel Gnade von Sr. katholischen Majestät, meiner Nachkommenschaft nicht die Ritterwürde zu nehmen; ich könnte mit vollem Rechte fragen: was haben denn diese verschuldet? Doch es ist jetzt nicht an mir und auch nicht an der Zeit, einen Wortstreit zu beginnen. Daß er meinem einmal gerichteten Leibe vor den Andern noch die dem Adel zukommende Unterscheidung angedeihen läßt, nun das will ich ihm danken."

Von diesen Worten vernahm aber die in ziemlicher Entfernung vom Blutgerüste zurückgehaltene Menge der Zuschauer wieder nichts; es war diesen sehr auffallend, daß nach Eröffnung des Pardonirungsdekretes, wie sie glaubten, keine Anstalten getroffen wurden, den verurtheilten Ritter von der Bühne wegzuführen. Zur Ueber-

zeugung, daß man auf die Ankunft des Eilboten von Wien eine irrige Vermuthung gestützt hatte, kam man aber jetzt, als der Ritter niederknieete. Dasselbe that auch der Provinzial. Beide falteten die Hände, Beide beteten inbrünstig; deutlich war es zu sehen. Da verschwand unter dem zum Mitleide gestimmten Volke der Hoffnungsstrahl einer Begnadigung, da sah Jedermann ein, der Wiellinger spreche jetzt sein Sterbegebet, und da flogen alle Hüte und Mützen von den Köpfen, da verrichtete eine Menge von Tausenden mit dem Verurtheilten dieses Gebet.

Jetzt stand der Ritter rasch auf, riß Wamms und Hemdkragen auf und sprach in Eile ein paar Worte zu dem Manne im rothen Mantel; dann kniete er nieder und legte das Haupt auf den Block. Der Scharfrichter schwang das breite Schwert, — ein Schlag — ein grelles tausendstimmiges Aufschreien im Volke! — mehre tausend Augen hatten sich in diesem Momente geschlossen, aber als sie wieder aufblickten, da war auch bereits das Scharlachtuch über die Leiche geworfen.

Der Scharfrichter hatte sein Werk vollbracht und trat jetzt zur Seite; aber mehre Patres Jesuiten bestiegen nun die Bühne, nahmen den in das Scharlachtuch gehüllten Leichnam und legten ihn in den vorgerichteten Sarg; das vom Rumpfe getrennte Haupt wurde beigefügt. Eigens dazu bestellte Männer trugen den Sarg fort.

Am Abende wurde der Leichnam des Herrn Achaz von Wiellinger, so Landstand im Ritterstande gewesen, ehrlich, mit Procession zur Erde bestattet, — so erzählt die steyrische Chronik, indem sie hinzusetzt: „War Einer von Adel, durfte ihn der Scharfrichter nicht berühren.“

Das gegen die übrigen Verurtheilten angewendete executive Verfahren war ein von diesem ersten verschiedenes. Wir wollen dieses mit den Worten Khevenhiller's, unsers bedeutendsten Gewährsmannes, hier mittheilen:

„Der Andere, Wolf Madlseder, gewesener Stadtrichter zu Steyr, als der die Ketten, so man über die Donau gezogen, zu machen angegeben, auch dem Sculteto, dänischen Gesandten ausgeholfen, ist auch enthauptet, und der Kopf nach Steyr gebracht, allda er auf dem Thurme auf einen Spieß gesteckt worden; — welchem der Dritte, Lazarus Holzmüller, ein Doctor zu Steyr, und der Vierte, Hanns Hausleitner, der Pfleger zu Parz war, folgte. Der Fünfte war Hanns Virsche, ein Bauer, der, wie oben gemeldet, in seiner Opinion geblieben; dann sind auch die drei übrigen gefolget: Balthasar Mayr, Hanns Leitner und Angerholzer, der vorher ein Bäck zu Steyr, dann aber der rebellischen Bauern Hauptmann gewesen ist.“

Alle diese wurden nach damaliger Sitte geviertheilt und ihre Köpfe oder Viertheile auf den Straßen oder an solchen Orten auf Spieße gesteckt, in welchen sie

ihre Verbrechen begangen hatten. So brachte der Scharfrichter die Köpfe des Madlseder und Holzmüller nach Steyr, wo sie vor dem Rathhause beim Pranger auf zwei Spieße gesteckt wurden. Die Köpfe der übrigen Enthaupteten wurden in Linz bei der Donau auf die nämliche Weise zur Schau ausgestellt. Die Viertheile kamen auf die Straßen nach Wels, Steyr, ans Ufer bei Linz und an andere Orte.

Zur Ergänzung des historischen Theiles unserer Erzählung müssen wir nun noch schließlich erwähnen, daß am 23. April desselben Jahres die zweite Execution in Linz gehalten wurde, bei welcher Folgende hingerichtet wurden:

Hanns Himmelberger, Stadtkämmerer zu Steyr. Auf vieles Bitten wurde ihm das Urtheil dahin gemildert, daß sein Körper nach der Enthauptung ehrlich begraben werden durfte. Tobias Meyer von Gmunden und Forauer, der Richter zu Neumarkt, wurden ebenfalls enthauptet, sowie auch Wolf Wurm, welcher Enns belagert hatte. Des Letztern Kopf wurde auf dem Thurm in Enns und seine Viertheile in der Stadt und auf dem Aichberg, wo er die Schanzen hatte, auf Spieße gesteckt.

Einfach nur enthauptet wurden: Reuter, Richter zu Losberg, Hanns Aubreck, Wachtmeister der Bauern, und Vätterer, der sich ihren Obrist-Fourier nannte. David Spatt aber wurde enthauptet und verbrannt; endlich wurden die beiden Bauern Riegel und Hochbaum, welche sich

bei der Fadinger'schen Belagerung von Linz ausgezeichnet hatten, an einem doppelten Galgen aufgehenkt.

„Andere, so sich mit dieser Rebellion vergriffen, sind theils nach den Grenzhäusern, theils in den Stadtgraben zu Wien, theils zu einer Geldstrafe verurtheilt worden. Sonsten haben Ihre kaiserliche Majestät allen Bauern ob der Enns, weil sie um Verzeihung gebeten, Pardon ertheilt, doch mit dem Gedinge, daß sie sich zur katholischen Religion bequemen mußten."

Und somit hatten denn die kaiserlichen Kommissäre in genauer Pflichterfüllung ihre Aufgabe gelöst, — sie hatten untersucht, verhört, damnirt und executirt, und kehrten jetzt in dem stolzen Bewußtsein, volles Recht gehandhabt zu haben, dorthin zurück, woher sie gekommen waren. Daß es aber zu keinem neuen Ausbruche von störrischem Auflehnen gegen Kaiser und Pfandherren kommen sollte, dafür sorgten die Schwadronen und Fähnlein, allenthalben im Lande vertheilt, — und Oberösterreich war nun auch katholisch geworden.

Zwölftes Kapitel.

„Wie haben deine Freunde sich nach dir
Gesehnt! — — — — — —
— — — — — — — — —
Zum Vaterland fühlt Jeder sich gezogen
Und nach der Heimat stehen die Gedanken."

Fr. v. Schiller.
Scenen aus den Phönizierinnen.

Wir machen nochmals von dem dem Erzähler zukommenden Vorrechte Gebrauch, nach welchem er nicht wie der Dramatiker an die Einheit der Zeit und des Ortes gebunden ist, und glauben jetzt um so mehr dazu berechtigt zu sein, als wir in dem ganzen Laufe unserer Geschichte weder in Anbetracht des Einen noch des Andern bedeutende Sprünge gemacht haben. Der Schauplatz war stets innerhalb der Marken des Hausruck- und Traunviertels, — und die Zeit, innerhalb welcher die von uns erzählten Erreignisse vorfielen, umfaßt kaum mehr als drei Monate, mit Ausnahme der Execution zu Linz, welche etwa fünf Monate später ausgeführt wurde. Nun aber, wo wir in diesem Schlußcapitel dem Leser das Ende unserer historisch-romantischen

Erzählung geben wollen, müssen wir, wenn wir auch den Schauplatz nicht ändern, doch einen Sprung über einige Jahre machen.

In diesen Jahren hatte unser Vaterland bedeutende Veränderungen erfahren. Wenn man auch nicht sagen konnte, es war wieder das blühende Land geworden, das es ehedem gewesen, — waren ja doch Tausende seiner fleißigen Bebauer geschlachtet oder geflohen, lagen doch die größere Anzahl der Geschäfte, ja selbst ganze Dörfer noch einsam und verödet als Brandruinen da, bettelten doch noch Tausende von Wittwen und Waisen ohne Wohnung und des täglichen Brodes beraubt, im Lande umher, — so war doch das Mögliche, besonders von Seite der Stände geschehen, um nach Kräften die schrecklichen Folgen jenes unseligen Anfstandes zu verwischen. Durch ihre Vermittlungen wurden die vielen Confiscirungen und die Wegnahme des Getreides, die der Statthalter Graf Herberstorf vorhatte, vereitelt; durch ihre ergreifenden Vorstellungen wurde der Ausmarsch des größten Theiles der Truppen erwirkt und eine bessere Ordnung der Einquartirungen für die noch zurückbleibenden baierischen Soldaten hergestellt; durch ihre Beihülfe, durch ihr Zureden und thätige Unterstützung erstanden wieder einzelne Bauernhöfe und zeigten sich wieder bebaute Felder und gepflegte Obstgärten; — aber ein Land erholt sich nur langsam von solchen Schlägen, wie sie in dem Jahre 1626 unser Oberösterreich getroffen

haben. Genügenderen Erfolg erfuhr Ferdinand für sein Vorhaben, das Land katholisch zu machen; er griff aber auch die Sache energisch genug an, kannte er ja doch auch keine, durchaus keine Rücksicht, die ihm bei Durchführung seines Projectes in den Weg kam. Als im Jahre 1625 das bekannte Reformationspatent dem gemeinen Volke die Schuldigkeit auferlegte, entweder katholisch zu werden, oder auszuwandern, so wurde der Adel davon ausgenommen; es war demselben erlaubt, auf seinen Schlössern zu bleiben, doch ohne öffentlichen Gottesdienst zu halten oder religiöse Zusammenkünfte zu veranstalten; ihre protestantischen Pfleger, Schreiber, Hofmeister und Diener sollten sie innerhalb eines halben Jahres entlassen. Der Ausbruch des Aufstandes vereitelte die Befehle des Reformations-Patentes; nun aber, da jener gedämpft war, wurden sie um so kräftiger in Ausführung gebracht. Schon im Monate März 1627 ließ der Kaiser durch seine beiden Executionscommissäre: Abt Anton von Kremsmünster und Freiherrn Georg von Teufel den Ständen in Linz befehlen, daß alle ihre Beamten, Pfleger und Schreiber entweder katholisch werden oder das Land verlassen sollten. Mochte es nun Mitleid mit dem Schicksale so vieler Glaubensgenossen sein, was die Kavaliere von einer zu großen Eile, diesem Befehle nachzukommen, abhielt, oder fanden sie nicht sogleich taugliche katholische Beamten, oder kam man mit Abgabe der Rechnungen und Uebertra-

gung der Geschäfte nicht so schnell zu Stande, — genug: Ferdinand erklärte diese Verzögerung in Ausführung seines Patentes für eitel Kunstgriff, dieses ganz zu umgehen, und gab nun den beiden Kommissären den Auftrag, den Adeligen anzudeuten, daß auch sie innerhalb drei Monaten sich entweder zur katholischen Religion bequemen oder auswandern sollten. Ihre Herrschaften sollten sie vorläufig katholischen Beamten anvertrauen und längstens nach einem Jahre verkaufen. Welche Bestürzung dieses Mandat erregte, kann man sich vorstellen. Vergebens baten die betrübten Adeligen den Kaiser in einer Bittschrift, er möge ihrer schonen und sie nicht zwingen, die Religion und die Güter zu verlassen, die sie von ihren Voreltern ererbt hatten; zwar wurde ihnen eine Verlängerung des Termines gewährt, aber der Befehl verschärft: „wer am ersten März 1628 seine Güter noch nicht verkauft haben wird, dem wird sie der Fiscus verkaufen." Nochmals wagten sie eine Bitte, nochmals erhielten sie eine kurze Verlängerung des Termines bis zum Sonntag Judica, der in diesem Jahre auf den 9. April fiel; aber bei der einmal gefällten Resolution blieb es.

Das Loos der Protestanten war also unabänderlich entschieden. Einige der Adeligen bequemten sich, die katholische Religion anzunehmen, die übrigen wanderten aus, größtentheils zu ihren Glaubensgenossen, nach Regensburg, Nürnberg, Ulm, Lindau und Augsburg.

Mit dem Verkaufe ging es jedoch nicht so schnell, — wo waren sogleich Käufer zu finden? — und der Kaiser kam da zu mancher schönen Besitzung.

Gleichzeitig wurden auch allenthalben die Pfarren mit katholischen Geistlichen besetzt, und an den Schulen katholische Lehrer angestellt. — Auf diese Weise ist die Reformation in Oberöstereich zu Stande gekommen.

Nach vollbrachter Bekehrung des Landes dachte der Kaiser nun auch daran, dasselbe von der baierischen Verpfändung abzulösen. Doch dieß geschah nicht mit demselben Eifer, — war es dem frommen Ferdinand doch weniger darum zu thun, das Land wieder aufblühend, als es katholisch zu machen. Daß dem Pfandherrn Maximilian von Baiern nicht besonders viel daran lag, bald seine Truppen abmarschieren zu lassen, der Garnisonsgelder, Confiscirungen und Abgaben aller Art verlustig zu werden, ist erklärlich, und daß seine das Ablösungsgeschäft betreibenden Beamten sich ebenfalls keiner besondern Eile beflissen, ist wieder erklärlich; — wo sollte aber auch der Kaiser dreizehn Millionen Gulden, dieses war die ungeheuere Summe, welche Maximilian für seinen Feldzug nach Böhmen und Oesterreich ansprach, hernehmen? Sein Antrag, statt der Pfandsumme ihm die Pfalz als Lehen anzuweisen, wurde zwar angenommen, aber die Unterhandlungen wieder sehr in die Länge gezogen, bis endlich einige unangenehme Vorfälle zu Streitigkeiten zwischen

den beiden innigen Freunden und auch zu dem Argwohne Gelegenheit gaben, als wolle Maximilian die Pfandsumme geflissentlich noch höher steigen lassen und so das Land Oberösterreich sich endlich ganz zueignen, wo sich dann der Kaiser ernstlich entschloß, das Geschäft der Ablösung zu beschleunigen und zu vollenden. Deswegen sandte er auch am 21. Januar 1628 seinen geheimen Rath, Maximilian Graf von Trautmansdorf, mit gehörigen Vollmachten versehen, nach München.

Maximilian von Baiern trat Oberösterreich an den Kaiser ab und nahm statt der Pfandsumme von dreizehn Millionen die obere Pfalz und die untere diesseit des Rheins an. Der 5. Mai war der Tag der feierlichen Uebergabe, an welchem alle ständischen Mitglieder und Beamten in Linz erschienen, um befohlener Maßen dem Kaiser die neue Huldigung zu leisten. Abt Anton von Kremsmünster, Hofkammerpräsident, übernahm im Namen des Kaisers das Land von den baierischen Räthen. Alle Oberösterreicher waren über den Wechsel der Regierung innigst erfreut; die Uebergabe erfolgte, der Huldigungseid wurde geleistet, Kanonen wurden abgefeuert, ein Ringelrennen und andere öffentliche Lustbarkeiten endigten den fröhlichen Tag.

Aber die Freude der guten Oberösterreicher, welche in dem Gedanken, endlich einmal des Statthalters, der baierischen Räthe und der blutsaugenden Soldateska los und ledig zu werden, selbst Manches vergaßen, was sie

von der Glaubenstyrannei des Kaisers erfahren hatten, — diese Freude wurde durch eine am 30. August desselben Jahres eröffnete kaiserliche Anordnung gar bitter getrübt. An diesem Tage wurde Graf Herberstorf durch die kaiserlichen Administrations-Kommissäre den Ständen als Landeshauptmann von Oberösterreich vorgestellt. — Geschah dieses vermöge einer geheimen Uebereinkunft mit dem Churfürsten Maximilian, dessen Günstling Herberstorf immer gewesen ist, oder wurde diesem das ansehnliche Amt zu einem Ersatz für die vielen Forderungen verliehen, die er vor der Uebergabe des Landes nicht nur für seine Soldaten, sondern auch für seine eigene Person an die Stände zu machen sich für berechtigt hielt, oder gab es hierzu andere wichtige Beweggründe? Hierüber schweigen die uns vorliegenden Quellen. Wir halten aber dafür, daß dieser kaiserliche Act einen neuen Schatten auf Ferdinands Charakter wirft. Er, der noch im vorigen Jahre den Churfürsten mit Ernst angegangen hatte, den Statthalter als einen allen Oberösterreichern gar sehr verhaßten Mann abzuberufen und seine Stelle mit einem Andern zu besetzen, ernannte eben diesen jetzt zum Landeshauptmann. Doch zum Glück für das arme, ohnedies genugsam gedrückte Land genoß der Herberstorfer diese neue Würde nicht lange; denn er starb schon am 11. September 1629 in seinem Schlosse Ort und wurde in der Kirche zu Münster am Traunsee begraben.

Sein Nachfolger in der Würde eines Landeshauptmannes war Johann Ludwig Graf von Kurfstein, ein Mann, der sich nicht allein durch Diensteifer und Geschicklichkeit in Führung der Geschäfte, sondern auch dadurch des wichtigen ihm anvertrauten Postens würdig erwies, daß er nach allen Kräften dahin zu wirken strebte, die durch die baierische Verwaltung und die darauf folgende Landeshauptmannschaft des Herberstorfers im Lande erregte Verwirrung und Noth wieder auszugleichen. Er trachtete die Gemüther, welche durch die allgemeine Umwandlung der kirchlichen Verwaltung verstört und aufgeregt worden waren, in eine ruhige Stimmung zu bringen, sie mit dem Gedanken an das Unabweisbare auszusöhnen; er suchte ihre Aufmerksamkeit auf ihre häuslichen Angelegenheiten, auf Feldbau und Landeskultur zu wenden; er vermied es, dem Volke einen zu harten Druck fühlen zu lassen, und wenn er auch selbst ein gar strenggläubiger Katholik geworden war, so drang er doch nicht mit barbarischer Strenge, nicht mit Androhungen von Galgen und Rad bei dem Volke auf eine ins Kleinliche gehende Beobachtung der kirchlichen Formen des katholischen Glaubens; denn er wußte es gar wohl, daß gar Viele diesen nur zum Schein angenommen hatten, um ungestört in ihrem Vaterlande und im Besitze ihres Ererbten verbleiben zu können. Da hoffte er von der Zeit, von den Lehren der katholischen Priester, von dem Schulunterichte, wol auch selbst von der allmäligen

Angewöhnung an die religiösen Formen mehr, als von einem „zu scharfen Dareingehen" — wie es des Herberstorfers Gebrauch war.

So war der Zustand in Oberösterreich zu Anfang des Jahres 1630.

Es war ein heiterer Abend des Monats Juni, als ein Fremder auf einem schönen Pferde und dem Anschein nach ein Offizier höheren Ranges auf dem gut gehaltenen Wege, welcher als eine Seitenstraße von Gschwandt nach Gmunden führte, in langsamem Schritte hinritt. Es mochte ihn wol nichts zur Eile drängen, und so genoß er, seinem Pferde den Zügel lassend, den herrlichen Sommerabend und den Anblick der reizenden Gegend, — denn während der Pfad, den er verfolgte, sich, bald von blühenden Hecken, bald von früchtetragenden Obstbäumen beschattet, zwischen grünen Wiesen und gelben Kornfeldern hinschlängelte, lag vor ihm ein Panorama ausgebreitet, wie es die schaffende Natur nicht bald reizender zusammenstellen konnte. Als Vordergrund erschien ihm das reiche Hügelland jenseits der Traun, welche in mancherlei Krümmungen sich zwischen Felsen uud kleinen Gehölzen hinwindet, zeitweise dem Auge dort unsichtbar werdend, wo sie ein tieferes Bett sich gegraben, und dann wieder in ihrer brausenden Eile erscheinend und sich sonnend in den letzten Abendstrahlen. Auf den Höhen und Hügeln, die sich gegen Norden hin verlaufen, lagen einzelne Bauern-

gehöfte, inmitten ihrer Felder, Wiesen und Obstgärten, — da waren auch kleinere Ortschaften mit ihren Kirchen zu sehen, so Ohlstorf und zwei oder drei andere; den Hintergrund dieser Landschaft bildeten die Gletscher des Kammergutes. Näher gerückt ist dieser Vordergrnnd gegen Süden; denn da erheben sich ganz nahe in kühnen Formen das Erla- und Höllgebirge, die Kogeln des Kranawittsattel, der Spitzen- und Sonnenstein; da steht auch der Traunstein, dieser weit ins Land hinauslugende Felsengigant. An seinem Fuße und zwischen die übrigen oben genannten Höhen eingedrängt liegt der Traunsee, und an diesem die Stadt Gmunden. Dorthin führte die Straße, welche unser Reisender bisher verfolgt hatte. Aber dort mochte wol nicht das Ziel seiner heutigen Reise sein; denn er bog plötzlich von dem staubigen Feldwege ab und ritt über eine Wiese, welche sich einen mäßigen Hügel hinanzog.

Hier auf sonniger Höhe lag ein Bauernhaus, nicht von der größeren Art, aber dem Ansehen nach nett und bequem erbaut. Unter dem gewaltigen, reich mit Stroh überdeckten Dachstuhle standen vier Flügel, von denen der eine, der gegen Süden zu erbaute, aus abwechselnden Lagern von Kies- und Ziegelsteinen aufgeführt war, welches den bunten, aber nicht zu grellen Anblick von weißen und rothen Querstreifen gewährte, und welcher auch noch durch das am Geländе sich bis unter das Dach hinaufwindende grüne Weinlaub an Frische gewann.

War schon das Haus an und für sich gar wohnlich anzuschauen, so gab ihm die Umgebung noch mehr anmuthigen Reiz. Nicht zehn Schritte entfernt war ein Gärtchen; zwischen den weiß und grün angestrichenen, künstlich genug angelegten Staketen durch sah man auf die kleinen Beete, wo rothe, blaue und gelbe Blumen prunkten und Küchenkräuter aller Art wuchsen, und zwischen denen als Scheidewand sich die Gesträuche der Stachel- und Johannisbeeren hinzogen. Auf der andern Seite, ebenfalls etwas vom Hause entfernt, stand ein Ziehbrunnen, mit einem von der Abendsonne beleuchteten hellblinkenden Blechdache gedeckt. Ringsum, über die ganze Anhöhe hin gab es viele hundert Obstbäume, deren Zweige theils noch mit Blüthen prangten, theils schon des Sommers Fülle trugen. Vor der Eingangsthüre des Hauses ragte aber eine hohe Stange gegen die Wolken empor, und auf ihrer Spitze drehte sich lustig im Abendwinde der grüne aus Tannengezweig gewundene, mit bunten Bändern durchflochtene Kranz, das Zeichen, daß hier Bier, Most und Branntwein ausgeschenkt werde.

Das von uns eben bezeichnete Bild war aber kein Stillleben, sondern bewegt durch mehre lebende Wesen. Da watschelten zehn oder zwölf Enten dem kleinen Wasserbehältniß zu, welches sich seitwärts des Ziehbrunnens befand; da gackerte eine Schaar Hühner unter den Bäumen herum, nach Samen oder Gewürm pickend,

während ihr Sultan, sich aufblähend, zwischen ihnen herumstolzirte, fast als wäre er in Zweifel, welcher seiner Schönen er eben das Tuch zuwerfen sollte; da kam ein Schwarm Tauben angeflogen, um nach mehrmaligem Umkreisen des Hauses auf dessen First, Rauchfang und Giebel sich niederzulassen; da meckerten ein paar Ziegen an den Stacketen des Küchengartens herum, die Blätter des Blaukohls und der Kohlrübe mochten weit einladender scheinen, als das ihnen gewöhnliche Berggras, — da saßen aber auch am Fuße der himmelhohen Stange zwei Kinder, ein Bube von drei und ein Mädchen von zwei Jahren, ein paar pausbäckige, blondlockige, frischäugige Kinder, wahre Bilder der Gesundheit und des kindlichen Frohsinns; sie spielten mit bunten Steinen und gelben Blumen, — wie wenig bedürfen solche Kinder, um sich zu vergnügen! Der Fremde hielt sein Pferd an, sprang rasch aus dem Sattel und betrachtete sich die beiden spielenden Kleinen, er wollte ihnen vielleicht gar bei ihren Spielen zusehen; aber die beiden Kleinen erschracken über den fremden Mann mit dem schwarzen Barte, der Wange Kinn und Oberlippe wie ein dichter Wald bedeckte; das Mädchen barg ihr Gesicht an das Brüderchens Brust, dieser aber fing übermäßig zu schreien an: „Mutter, Mutter!“

„Franzl, sei heimli“, sagte der Fremde besänftigend in dem Jargon des Landes zu dem kleinen Schreihals;

aber dieser ließ sich nicht irre machen, sondern plärrte fortan sein „Mutter, Mutter!“

Der Gefürchtete wollte sich eben von den erschreckten Kindern entfernen, da erschien in der Eingangsthüre ein kleiner kugeliger Mann mit frischblühenden Wangen, die alle sonstigen Kennzeichen des mehr als reifen Mannesalters Lügen straften, mit einer grünen Sammetmütze auf den silberweißen Locken und einer vorgebundenen blauen Schürze.

„Nur herein, nur herein, gnädiger Herr!“ rief der Mann, — „hat Alles Platz, was kommt, Alles, und die Dragoner jagen wir davon.“

„Vater Michel!“ rief der Fremde.

„Vater Michel? ja, der bin ich, der Wirth auf der Leiten“, erwiderte der Blaubeschürzte — „kommts nur herrein, Herr.“

In diesem Augenblicke erschien aber im Rücken des Vater Michel ein junges Weibchen, gar schmuck und nett gekleidet, dabei aber auch bildhübsch. Sehr gut kleidete sie das schwarzseidene Kopftuch, im Nacken zu einem leichten Knoten geschlungen und doch das glänzende braune Haar, auf der Stirne gescheitelt, nicht ganz verhüllend, das knapp anliegende Mieder, der weiße Busenstreif, der weitfaltige, dunkelrothe, bis zum Knöchel reichende Rock, und ihr Mund war eben so schön roth und frisch, die Zähne noch so blendend weiß, die Augen noch so ein paar funkelnde Korallen wie vor vier Jahren.

„Annemarie! grüß Dich Gott, meine gute, liebe Annemarie!“ rief der Fremde.

Aber in diesem Augenblicke war auch Annemarie bereits mit einem Sprunge an ihrem Vater vorbei und an der Seite des Offiziers. „Herr von Wiellinger!“ jubelte sie, und seine beiden Hände ergreifend, drückte sie diese, ehe es der Ritter wehren konnte, an ihre Lippen.

„Annemarie! was fällt Dir ein?“ sagte der Ritter, indem er seine Hände frei machte, und den Arm um ihre Hüften schlingend, fuhr er fort: „Dein Franzl erlaubt es wol, daß ich zum: Grüß Dich Gott! Deine rothen Lippen küsse.“

Wie gesagt, so gethan. In demselben Augenblicke trat Franzl um die Ecke seines Hauses. Michel sprang ihm entgegen. „Franzl, ein Dragoner halst Dein Weib!“ rief er ihm zu.

„Da soll doch gleich —“ polterte Franzl und machte rasch ein paar Schritte vorwärts.

„Franzl! unser Herr Ritter!“ rief Annemarie.

Der Ritter wandte sich seinem einstigen Leibknappen zu, aber da war auch schnell Jubel an allen Ecken. Ohne Umstände fiel Franzl seinem lieben Ritter um den Hals, und erst, indem er zu einiger Besinnung aus seinem Freudentaumel kam, sagte er: „Seid nicht böse, Herr Ritter! aber öfters, wenn wir, das heißt, wenn die Kinder und der Vater Michel, bei dem es immer

noch ein wenig rappelt, zu Bett gegangen waren, nun wenn wir da, ich und Annemarie, noch zu Nacht beisammen gesessen sind und noch Eins geplauscht haben, da haben wir meistens von Euch diskurirt, und da hab ich und die Annemarie gesagt: wann Ihr einmal wieder ins Land kommen solltet und zu uns auf die Leiten, so wollten wir zu Wett' Euch halsen, und wann Ihr gleichwol General oder sonst was avanschirt seid."

„Nun, und mein erster Gedanke, als ich über die Grenze hereinkam, war, Euch auf der Leiten zu besuchen," sagte der Ritter freundlich — „hab auch gar oft an Euch gedacht, an meinen Leibknappen, den lustigen Geiger Franzl, und an meinen Schutzgeist zu Lambach; wenn die Annemarie nicht gewesen, wer weiß, ob ich noch am Leben wäre!" so sagte er mit herzlich innigem Ausdrucke und drückte mit Wärme die Hand des schmucken Weibes.

„Nun, da war ich aber auch nicht die Einzige, welche dem Hauptmann Leßle die Nase gedreht hat", sagte Annemarie lachend — „da hab ich eine sehr bereitwillige Gehülfin gehabt. Habt Ihr, Herr Ritter, während der Jahre denn auch an diese bisweilen gedacht?" fragte sie mit einem schelmischen Ausdruck.

„Ohne Zweifel", erwiderte der Ritter, nicht ohne einige Verlegenheit — „guter Freunde und Solcher, die mir Gutes erwiesen haben, vergesse ich niemals."

„Nun, man hat Euer auch nicht vergessen", sagte

Annemarie lächelnd — „man spricht recht oft und recht gern von Euch. Es vergehen selten drei oder vier Wochen, wo nicht ich entweder hinüber nach Weng, oder die drüben zu uns auf die Leiten kommen, und da hat sich denn immer bald der Discours auf den Herrn Ritter Wiellinger gewendet.

„Das freut mich“, sagte der Ritter.

„Kann Euch auch freuen, — ist gar ein liebes, gutes Leut, das Fräule“, lächelte Annemarie — „und bildsauber dazu.“

„In der That?“ fragte der Ritter.

Aber Franzl fiel jetzt rasch ins Wort: „So gicker und gacker doch, Du Plausch-Mirl! der Herr Ritter wird ja das Alles selbst erfahren“, — und sich diesem zuwendend, sagte er: „Und heut zur Nacht bleibt Ihr bei mir auf der Leiten, nicht wahr, Herr? Findet Ihr auch hier nicht Alles so nobel und galant, wie etwa zu Gmunden beim Schiff oder bei der Sonne, so doch freundliche Gesichter und ein treues Gemüth, und das könnt Ihr Euch denken, daß Ihr uns eine Freude macht, die mehr zählt, als wenn unsere Bäume tausend Eimer brächten. Nicht wahr, Herr, Ihr bleibt auf der Leiten?“

„Das versteht sich von selbst“, erwiderte der Ritter, „warum hätte ich denn sonst von Linz aus diese Straße eingeschlagen, statt über Wels und Lambach nach Hinterntobl zu reisen?“

„Nun, der Weg ist aber auch der, welcher an den Attersee führt,“ sagte Annemarie schelmisch — „und am See liegt Schärfling und nicht weit davon Schloß Weng.“

„Plausch und plausch' in Einem Athem“, rief Franzl, „geh', Annemarie, führ' unsern lieben Ritter in die Stuben; ich will dem Fuchsen eine gute Streu geben und Hafer vom besten.“ — Er nahm jetzt den Zügel des Pferdes und führte dieses um das Haus herum dem Stalle zu.

Michel, der bisher aufmerksam zuhorchend dagestanden hatte, war jetzt wieder plötzlich zu seiner gewöhnlichen regen Geschäftigkeit erweckt; er sprang voraus in die Stube hinein, und mit seiner blauen Schürze Tische und Bänke abwischend, plauderte er zwischen hinein: „Nur herein, gnädiger Herr, nur herein! Für einen guten Trunk will ich sorgen, und ein gutes Stück Braten hat wol die Annemarie in der Küche, — wenn aber die Dragoner kommen, die jagen wir zum Teufel! War ja Hauptmann bei den Bauern und hab die Standarte getragen, mehr als ein Mal, — sollen nur kommen, wollen es ihnen schon zeigen“ — so plauderte er fort mit reger Zungenthätigkeit.

Der Ritter war ihm, in Begleitung der schmucken jungen Wirthin, welche ihre beiden Kinder zu sich gerufen hatte, gefolgt und in die gewöhnliche Schenkstube eingetreten; diese war ebenfalls wieder ein Raum von

nicht viel über sechs Fuß Höhe, aber doch im Gevierte weit und groß genug, um, wenn es sich traf, eine bedeutende Anzahl Gäste aufnehmen zu können. Die Fenster waren eben so klein und niedrig, und ihre Glastafeln reichlich mit Blei durchzogen, wie damals; aber die Bohlendecke und die Bohlenwände waren nicht mehr durch Alter und Rauch geschwärzt, sondern ebenso wie die vorfindlichen Tische blank und weiß, wie man es eben in einem neuerbauten Hause zu finden pflegt. Aber wie die Schenkstube von damals noch ganz frisch in der Erinnerung des Ritters stand, so fehlte auch nicht der aus weichem Tannenholze gezimmerte Thron für die Musikanten; denn auf der „Leiten" gab es auch jetzt wieder öfter Musik und Tanz. Doch waren heute keine aus farbigem Papier und grünem Reißig geflochtene Guirlanden von der Decke des Zimmers zu den Ecken hingezogen, dafür aber über der Eingangsthüre ein mächtiges aus Holz geschnitztes Kruzifix und ihm zur Seite ein an der Wand hängendes irdenes Gefäß, mit Weihwasser gefüllt, zu bemerken. Es war hieraus zu schließen, daß der junge Wirth auf der Leiten sich bequemt, ganz genau den Befehlen Sr. Gnaden des Herrn Statthalters Grafen Herberstorf nachzukommen.

Der eine Tisch war gedeckt, das heißt, ein blendend weißes Tuch mit breiter rother Einsäumung, von welcher weiße Fransen ausgingen, war darüber ausgebreitet; zehn oder zwölf hörnene Löffel lagen herum; in der

Mitte stand eine mächtig große, weiß und grün bemalte Schüssel, nebenan waren drei oder vier große Mostkrüge aufgepflanzt. Teller waren keine zu bemerken, diese bedarf der Landler nicht; fahren doch Alle, die da Theil nehmen an dem gemeinschaftlichen Mahle und in Eintracht um die Schüssel herumsitzen, in diese so oft mit dem hörnenen Löffel hinein, als sie es nothwendig finden, um ihren Hunger zu stillen; dann aber wischt Jeder den Löffel am Tischtuche, seinen Mund mit dem breiten Rücken seiner schwieligen Hand ab und spricht sein: „Geseg'n 's Gott!" — Vor und nach der Mahlzeit wird jedoch das Tischgebet gesprochen; und eben jetzt hatten auch der Großknecht und der Jungbue, die Kuhdirne und die Marktdirn', und wie die zehn oder zwölf männlichen und weiblichen Dienstboten auf einem Bauernhofe heißen, Löffel und Mund gewischt, Gesg'n 's Gott gesagt, und standen jetzt in einiger Entfernung vom Tische auf einem Trupp beisammen und sprachen in einem keineswegs harmonischen Einklange des Mezzo-Soprans und Contre-Alts, des Fistel-Tenors und Bier-Basses ihr Dankgebet nach streng katholischem Gebrauche. Als sie mit dem „Gebete des Herrn" zu Ende waren, da ließ sich noch die Fistelstimme des Jungbuben und der Alt der Kuhdirne mit dem „Dein ist die Macht ꝛc." vernehmen; aber ein Rippenstoß, von dem Ellbogen des Großknechts applicirt, ermahnte die in Gedanken Fortplappernden, daß dieser Schluß dem katholischen Vater-

unser nicht zukomme, und Fisteltenor und sonorer Alt schwiegen sogleich. Alles verließ die Stube, um den Abendgeschäften nachzugehen; Annemarie deckte aber schnell ab, und bald darauf saßen der kaiserliche Obristlieutenant Ritter Hanns von Wiellinger in Gesellschaft des jungen Wirthes auf der Leiten und seiner freundlichen Ehehälfte am Tische und aßen und tranken und plauderten bis in die tiefe Nacht hinein.

Was der verschiedenartige Stoff ihres Gespräches gewesen, dürfte wol eben so leicht zu errathen sein, als es uns überflüssig erscheint, durch eine Mittheilung desselben unsere Erzählung, welche sich nun nothwendiger Weise ihrem Ende nahen muß, noch um einige Blätter zu verlängern. Wir wollen daher auch nur in Kürze erwähnen, daß nach Mitternacht die drei sich gegenseitig so freundlich zugethanen Menschen sich zur Ruhe begaben, und daß unser Wiellinger am andern Morgen zur frühen Stunde, nach eingenommenem Imbiß, von der kunstfertigen Hand der schmucken Wirthin „auf der Leiten“ bereitet, sich auf die Reise begab. Beim Abschiede betheuerte er dem freundlichen Paare nochmals, recht oft in ihre Nachbarschaft zu kommen, da ihm gar angenehme Jugenderinnerungen den Aufenthalt zu Schloß Au werther machten als den zu Hinterntobl. Mit einem herzlichen Händedrucke schied er von den Beiden.

„Das wird ein schönes Paar Leut werden, er und ’s Fräule Lies“, sagte Annemarie ihm nachblickend.

„Plausch und plausch!“ lachte Franzl und drehte sich ab, um nach den Ochsen zu sehen.

„Ja, plausch und plausch“, spottete Annemarie ihm nach, „ich weiß doch, was ich weiß“ — und fröhlich ein heimatliches Liedchen trällernd, hüpfte sie zu den Enten und Hühnern, um diesen das Frühstück zu reichen.

Der Ritter verfolgte seinen Weg. Er vermied die Stadt Gmunden und ritt auf ihm bekannten Seitenpfaden über die Höhen hin; so kam er bei Pinsdorf vorüber, — ein großer Erdhügel und eine steinerne Säule an diesem bezeichnete den Platz, wo die Tausende muthiger Kämpfer für die reine Lehre begraben lagen. Es konnte nicht fehlen, daß da Gedanken eigener Art in seiner Seele erwachten. „War es recht, daß die harmlosen, freundlichen, frommen, fleißigen Bewohner dieser da überall auf den Bergen und in den Thälern umher zerstreut liegenden Häuser, daß die Bewohner eines ganzen Landes zu Thaten getrieben wurden, deren Folgen noch jetzt gar schwer und drückend auf ihnen lasten? War es recht, daß Gegenden, welche zur reichsten und wonnevollsten Glückseligkeit bestimmt scheinen, durch Angst, Sorge, Streit und Blutvergießen entweiht wurden?“

Diese und ähnliche Gedanken beschäftigten für eine Weile sein Gemüth; aber einsehend, daß ein solches Brüten und Grübeln doch zu nichts Anderem, als zu

einer Verstimmung seiner eigenen guten Laune führen könne, bemühte er sich, seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, was ihm denn auch nicht sehr schwer ankam, und worüber wir, die wir wissen, zu welchem Zwecke er sich heute auf der Reise befand, nicht den geringsten Zweifel hegen können. Unterstützung für sein geistiges Wollen fand er auch durch die schöne Tageszeit — es war ein gar anmuthiger Sommermorgen — und in der Betrachtung der reizenden Gegend, welche er durchzog. Es kann nicht bald schönere Scenerien geben, als man in einem steten Wechsel auf der Straße trifft, welche von dem Gmundner- dem Attersee zuführt. Es ist das Vorland des Salzkammergutes, und während man dessen Höhen, Kogeln und Gebirgszüge stets zur Linken hat, durchzieht man gleichsam einen englischen Park, von der hier in ihrem Schaffen so verschwenderischen Natur im großartigsten Style angelegt. Bald erhebt sich die Straße zum Kamme eines mächtigen Hügels, bald senkt sie sich wieder in ein liebliches Thal; bald schlängelt sie sich in einem Zickzack durch frischgrüne Wiesen hin, und bald biegt sie wieder durch eine schöne, von Felsen überragte Waldschlucht; bald führt eine schmale Brücke über ein hellgrünes Wasser, so hell, daß man die Forelle über den Kiesgrund hinhüpfen sieht, und bald ist die Straße von Brombeergesträuch, Geisblatt- und Haselstauden umgeben. Zur Rechten hin werden die Hügel niedriger und niedriger,

und diese tragen ein fruchtbares Land, wo Obstgärten blühen, Kornsaaten reifen, Kleefelder grünen. Hier und dort, überall erblickt man einzelne Gehöfte, selten einmal fünf oder sechs Häuser auf eine Gruppe zusammengedrängt, ein Kirchlein in ihrer Mitte; diese sind die Dörfer, zu ihnen zählen die einzeln liegenden Gehöfte. Einem solchen Dörfchen näherte sich unser Reitersmann, nachdem er bereits einige Stunden Weges zurückgelegt hatte.

Das Dorf war, wie gesagt, sehr klein und bestand aus wenigen unansehnlichen Häusern; aber diese waren nett, sauber und fröhlich anzusehen, und überall beurkundete sich eine Sorgfalt, dem Aeußern ein gefälliges Ansehen zu geben.

Es war, als der Ritter zwischen den Häusern hinritt, Niemand auf der Straße, mit Ausnahme einiger Kinder, welche den glänzenden Reitersmann mit großen blauen Augen anstarrten; die Erwachsenen waren wol alle auf dem Felde, Acker und Wiese zu bestellen. Doch am Ende des Ortes vor der Thüre eines kleinen Hauses saß ein grauköpfiger Alter, welcher emsig an einer hölzernen Stange schnitzelte, welche wahrscheinlich zum Stiele einer Sense oder eines Rechens verwendet werden sollte. Bei diesem Alten hielt der Ritter sein Pferd an und fragte, ob er auf dem rechten Wege nach Schloß Weng sei, und wie weit er noch habe?

„Nach Weng wollt Ihr?“ fragte der Alte —

„mein! da könnt's ja gar nicht fehlen, — fünfzig Schritt, und Ihr seht das Schlössel schon, und dort seids after auch gleich, ist ja unser Herr, der Häberl."

„So, Herr von Häberl ist Euer Gutsherr?" fragte der Ritter.

„Ja, ja, unser Herr, — Gott sei Dank!" erwiederte der Bauer, — „gar ein guter Herr, der meints gut mit den Bauern — schindet und plagt uns nicht, gar ein lieber Herr; wie wärs auch möglich gewesen, daß wir so wieder zusammenkommen wären, wenn er nicht Nachsicht hätte gehabt. War eine böse Zeit, unsere Häuser zusammengebrannt, kein Halmerl auf dem Acker, die Wiesen voll Unkraut, die Bäume von den Würmern abgefressen, nnd die Baiern sakrisch drüber her; genommen haben sie, was noch zu nehmen war! Da kommt zum guten Glück der Häberl wieder nach Weng, — no, der hat geholfen mit Rath und That, hat selber nichts Uebriges einzustecken, aber drei Jahre hat er keine Steuern und Abgaben eingefordert; no, voriges Jahr haben wir wieder zahlen können und haben auch gerne gezahlt, und wenn unser Herrgott ein guter Mann ist und das Getreide und der Most nicht fehlschlägt, so zahlen wir jetzt wieder gern alle Jahr, und aften wird's mit unserm Herrn auch wieder recht werden."

Die einfache schmucklose Erzählung des Alten machte auf unsern Ritter einen tiefen Eindruck. Gern hätte

er sich noch mehr des Lobes von dem guten Häberl erzählen lassen, aber es drängte ihn noch mehr, bald mit dem Manne selbst zusammenzutreffen, der schon damals, bei der ersten Belagerung auf dem Auhofe bei Linz in einem so gefälligen Lichte ihm erschienen war. Er dankte dem Alten für seine Auskunft und trabte nun den bezeichneten Weg entlang. Bald bog er um ein kleines Gehölz, und etwa zweihundert Schritte von der Straße abseits lag ein nettes, freundliches Gebäude, halb Herrenhaus, halb Bauernhof. Er ritt darauf zu; — da war ein kleines Gitterthor, durch welches er in einen Obstbaumgarten gelangte, und durch welchen hin ein Pfad dem hübschen steinernen Hause von geringem Umfange zuführte; weitläufiger waren die angebauten Wirthschaftsgebäude, viel versprechend der Anblick des sich anschließenden Gartens, wo sich auf der einen Seite Blumen-, auf der andern Beete mit Küchengewächsen hinzogen. Nichts konnte sich sauberer, zierlicher, geschmackvoller ausnehmen, als dieses Haus mit seinem Garten. Wie rein und nett und niedlich war da Alles! — Zur Eingangsthüre führten ein Paar steinerne Stufen hinan. Der Ritter stieg am Fuße derselben ab, band den Zügel seines Pferdes an das Weinrebengeländer, dann stieg er hinan; er stand vor der hellgrün angestrichenen Thüre. Diese war verschlossen, aber nebenan war ein Glockenzug, doch bevor der Ritter diesen ergriff, machte er nochmals einen Rundblick über Haus, Wirthschaftsgebäude

Obst und Blumengarten, — und wie er Alles so nett, schön und freundlich fand, dachte er bei sich selbst: „und hier wohnt Elisabeth!“ Dann aber zog er ziemlich sanft die Handhabe der Glocke; — ein Paar Augenblicke ließ sich Niemand hören, und er klingelte wieder, da vernahm er schwebende Tritte über den Gang im Innern des Hauses, — jetzt drehte sich der Schlüssel im Schlosse zweimal, — es öffnete sich die Thüre, und — er stand vor Elisabeth.

Schluß.

„Doch endlich legt sich jedes Sturmes Wuth,
Tag wird es auf die dickste Nacht, und kommt
Die Zeit, so reifen auch die spätsten Früchte."

Fr. v. Schiller
Jungfrau von Orleans, 3. Akt, 2. Scene.

Es dürften vielleicht manche meiner freundlichen Leserinnen, welche mich bis zum Schlusse meiner Erzählung begleitet haben, nun die Forderung an mich stellen, ihnen ganz genau und ausführlich alles mitzutheilen, was sich nach dem Momente des Zusammentreffens des Herrn Ritters von Wiellinger und des Fräuleins Elisabeth von Häberl unter der Eingangsthüre des alten Herrnhauses Weng fortan zugetragen habe, und diese Forderung wäre auch keine unbillige zu nennen, es dürfte selbst die Aufgabe des Romandichters sein, im letzten Abschnitte eines Buches, das so viel Düsteres und Trübes gebracht hat, einigen hellen Sonnenschein spielen zn lassen; aber so leicht es mir einerseits wäre, dieser Forderung nachzukommen, so will ich es dennoch unterlassen, und ich halte mich dabei an den

Ausspruch eines Mannes, welcher mir in dieser Angelegenheit zum besten Gewährsmanne dient, — es wäre überhaupt räthlich, seinem Beispiele mehr als dem Beispiele so vieler Anderen zu folgen, — und dieser sagt nun: „Es ist zu bemerken, daß jede Erzählung immer weniger anziehend wird, je näher der Verfasser dem Schlusse kommt", — er macht dabei eine gewohnte, aber jedenfalls treffende Vergleichung, indem er sagt: „gerade wie ein Aufguß guten russischen Thees, welcher in der letzten Tasse jederzeit schwächer und unschmackhafter sein wird. Der Thee wird gewiß nicht verbessert durch das halbaufgelöste, ekelsüße Stück Zucker, das man gewöhnlich auf dem Boden der Tasse findet, und ebenso läßt sich eine Geschichte, die schon anfängt schaal zu werden, nur schwach aufstutzen, wenn man sich über Umstände verbreitet, die jeder Leser geahnet haben muß, und wollte der Verfasser auch alle blumigen Beiwörter der Sprache dabei verschwenden."

Wenn aber nun schon dieser Madator aller Erzähler solche Scrupel hegt — was sollen wir thun? — Ich glaube: seinem Rathe folgen und nicht Versuche machen, die sicher mißlingen würden. Welcher meiner Leser weiß es nicht schon, daß unser Freund Wiellinger und die liebenswürdige Elisabeth ein Paar werden? Soll ich da etwa erzählen, wie er sich mehre Tage lang in Weng verweilet hat, und wie er in ihrer Gesellschaft oder auch zu drei mit dem alten Herrn von Häberl in

dem Garten, oder außerhalb dieser in den reizenden Umgebungeu des romantisch gelegenen Attersees herum gestrichen ist? oder soll ich erzählen, wie ihm Elisabeth obwohl ihre Züge durch den Einfluß einiger verstrichener Jahre etwas verändert waren, obwohl die Schönheit des Mädchens herangereift war zur Schönheit der Jungfrau und die Gestalt Rundung und Fülle gewonnen hatte, ohne eine Linie der Anmuth zu verlieren, — ihm eben nur als ein verwirklichter, körperlich gewordener Traum seiner jugendlichen Phantasie erschien? oder soll ich etwa erzählen, wie er durch längere Bekanntschaft all die Reize des Herzens und Gemüthes wirklich auffand, die seine Phantasie mit dieser schönen Erscheinung vereint sich gedacht hatte? — dieses zu thun, wäre in der That dasselbe, als wenn ich der letzten Tasse Thee noch ein Stückchen Zucker zuwerfen wollte? aber um so erläßlicher — ich meine im Intresse meiner Erzählung — erachte ich dann auch, zu erwähnen, wie er bei dem alten Herrn von Häberl um die Hand seiner Tochter gefreit, wie diese ihm von Jenem zugesagt ward, wann und wo die Trauung — versteht sich nach römisch-katholischem Ritus — vollzogen worden, welche Gäste der Vermählungsfeier beigewohnt, und so weiter.

Und so habe ich nur noch zu erwähnen, — welches zu übergehen meiner Geschichte wieder den Charakter einer wahrhaftigen nehmen würde, — daß der Obristlieute-

nant Ritter Hanns Ernst von Wiellinger, welcher unter dem weltberühmten Wallenstein in Schlesien und Brandenburg, Holstein und Jütland, an der Ost- und Nordsee gefochten und seinem geächteten Namen die kaiserliche Gnade, sich selbst aber den Wiederbesitz der Güter seiner Voraltern: Khättering, Hinterntobl und Au erworben hatte, und welcher, als Ferdinand den großen Mann, der Oesterreich gerettet und auf den Gipfel der Macht gebracht hatte, auf eine schmähliche und kränkende Art zurücksetzte, mit so vielen anderen erprobten Offizieren seine Entlassung gefordert hatte, fortan in dem Kreise seiner Familie, bald zu Hinterntobl, bald auf dem freundlichen Schlößchen Au an der Traun seine Tage verlebte, wo es sich der alte Gottfried sehr angelegen sein ließ, des Junker Christof Achaz Lehrer in den ersten ritterlichen Uebungen zu sein, wie er Spielkamerad und Lehrer von dessen Vater gewesen war, — und somit, freundlicher Leser, nehme ich von Dir Abschied, und danke dir für die ausdauernde Geduld, die dich bis hieher gebracht hat.

Ende des dritten und letzten Theils.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Werne

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Arming, Friedrich Wilhelm,

Die Wiellinger Historisches Gemälde aus der zeit des obderemisischen Bauernkrieges

Bd.: 3

Lpzg 1848

P.o.germ. 50 x-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10104678-4